Waldemar Bonsels

# Mario und die Tiere

*

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/mariounddietiere0000wald

# Mario und die Tiere

von

Waldemar Bonsels

31. bis 40. Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig

Die däniſche Ausgabe
bei Steen Haſſelbalchs Forlag, Kopenhagen

Die holländiſche Ausgabe
bei Kemink en Zoon, Utrecht

Die ruſſiſche Ausgabe
im Verlag Petrograd, Leningrad und Moskau

Die engliſche und polniſche Ausgabe in Vorbereitung

Einband nach Entwurf von Profeſſor Walter Tiemann, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach,
Württemberg

# Kapitelfolge


Erſtes Kapitel: Der Tod der Mutter ..... 7
Zweites Kapitel: Die Waldhütte ..... 17
Drittes Kapitel: Dommelfei ..... 31
Viertes Kapitel: Das Moor ..... 45
Fünftes Kapitel: Der Rabe ..... 64
Sechſtes Kapitel: Das Reh ..... 80
Siebentes Kapitel: Die Bitte ..... 97
Achtes Kapitel: Der See ..... 104
Neuntes Kapitel: Sti und Zinner ..... 128
Zehntes Kapitel: Der Förſter ..... 150
Elftes Kapitel: Die Nacht ..... 171
Zwölftes Kapitel: Der Marder ..... 187
Dreizehntes Kapitel: Die neuen Pfeile ..... 215
Vierzehntes Kapitel: Die Schlange ..... 228
Fünfzehntes Kapitel: Herbſt ..... 246
Sechzehntes Kapitel: Winterwunder ..... 253
Siebzehntes Kapitel: Die Begegnung ..... 267
Achtzehntes Kapitel: Die Schloßherrin ..... 292
Neunzehntes Kapitel: Das Tor ..... 307

Erſtes Kapitel

# Der Tod der Mutter

Mario war noch nicht zwölf Jahre alt, als ſeine Mutter ſtarb. Es darf niemanden betrüben, daß dieſes Buch traurig beginnt, denn es verläuft und endet fröhlich. Er erwachte an einem Morgen in ſeiner Kammer, die neben dem Zimmer gelegen war, in das man ſchon vor Wochen das Bett der kranken Frau geſtellt hatte. Ihm kam es vor, als erwachte er von der ſonderbaren Stille, die herrſchte, und er erhob ſich angſtvoll und vorſichtig, die Tür war feſt geſchloſſen, ſicherlich hatte er lange, lange geſchlafen, nach Tagen und Nächten, in denen er oft am Bett der Mutter gewacht hatte.

Als der Spalt der Tür, die leiſe knarrte, ihm einen Blick in den Raum eröffnete, ſah er, daß ſeine Mutter tot war. Einen Augenblick blendete ihn das Frühlingslicht der Morgenſtunde, die Fenſter lagen im hellen Tagesglanz, aber er ſah, daß zu Häupten ſeiner Mut-

ter zwei Kerzen brannten. Der Knabe trat ganz in das Totenzimmer ein, ſtützte ſich ein wenig an die Wand, da ſeine Knie bebten, und ſchaute in das Geſicht ſeiner Mutter. Es war groß, ruhig und gut, wie immer, und wie auch in den letzten Wochen ihrer Krankheit, aber nun gelb wie Elfenbein und von ſtrenger Ruhe.

Dem Kinde erſchien es, als habe es der Mutter all die Zeit ſeines Lebens hindurch etwas verſchwiegen, das es ihr hätte ſagen müſſen, es brannte jetzt tief in der Bruſt und wollte zu ihr, ſie zu wärmen. Auch war etwas zu tun geweſen, das unterblieben war, jetzt zerpreßte es das Gemüt.

Sie lag grade und feierlich da, man hatte ihr die Hände nicht gefaltet wie vor Jahren dem toten Vater, ſondern ſie lagen nebeneinander auf der weißen Decke, nicht flach, ſondern ein wenig aufgeſtellt, als trachteten ſie danach, ſich ineinander zu fügen. Jedoch die Finger ruhten abgeſunken, ohne Kraft, als ob ſie ſchliefen. Die Farbe des Todes nahm ihnen die Rauheit, ſo daß die Spuren von Mühe und Arbeit beruhigt waren.

Mario mußte lange, ohne recht zum vollen Bewußtſein zu kommen, die Hände der Mutter anſchauen, er hielt ſich an ſie, da er ſich ſchämte, lange in ihr Ge-

ſicht zu ſehen, das ſie nicht abwenden und nicht verbergen konnte. Nach einer Weile ſchaute er ſich ſcheu im Zimmer um, denn es trieb ihn zu einer Tat, die niemand ſehen durfte. Alles war ſtill und hell und ſonderbar feierlich. Draußen vor dem Fenſter ſang ein Vogel; Mario wußte, daß es der Buchfink im Apfelbaum des Hofes war. Der Baum hatte ſeine Blüten ſchon geöffnet. Das Neſt war in der Gabelung des zweiten großen Aſtes, deſſen Gezweig nach Oſten in die Lichtlücke zum Nachbargrundſtück ſtrebte, wenn Bolck es entdeckte, ſo waren Neſt und Brut verloren.

Mario erzitterte vor Zorn, weil er daran denken mußte, dieſer Sohn des Schuſters, der im Keller wohnte und der ihn und die Mutter oft gequält hatte, möchte das Tier im Niſten und Brüten ſtören, den kleinen Vogel, deſſen Geſang die Freude der Mutter geweſen war, wenn ſie nach langer Schmerzensnacht am Morgen Linderung fand. Darüber kamen ihm Tränen der Wut in die Augen, ſo daß er die Hände der Mutter nicht mehr erblickte. Ihr Bett ſchwamm in einem gläſern-fließenden Glanzbereich, aber ſeine Augen brannten nicht mehr ſo heftig wie eben noch. Er fühlte ſich ſehr allein.

Das Zimmer lag still und leer, nun verstummte auch das kurze Lied draußen, so daß es schien, als sei der Raum nicht mehr so hell wie eben noch. Mario löste sich langsam von der Wand, wischte mit einem zornigen Ruck der Hand die Tränen aus den Augen und trat tapfer auf seine liebe Mutter zu, die im großen Geheimnis des Todes ruhte, heilig, fern und doch nah zugleich. Dem Knaben kam für kurz ein Muttergottesbild in den Sinn, das er auf einem Waldweg in einer Kapelle gesehen hatte, aus Holz und bunt bemalt. Auch dort schimmerten diese heilige Ferne und Nähe über der Gestalt, so daß Wärme und Ehrfurcht ihn sonderbar überrieselt hatten, und der Wunsch, gut und treu zu sein.

Er kniete am Bett nieder und küßte zitternd die Hand seiner Mutter zum Abschied. Sie lag still und erloschen da wie eine Kerze, die nicht mehr brennt, und er fühlte die Kälte an seinen Lippen. „Sie kommt nicht von dir," sagte er, als wollte er die Tote entschuldigen, und in seinem Gesicht stand für kurze Zeit ein scheues Lächeln, voll Zärtlichkeit. Es breitete sich im Raum und über das Bett der verblichenen Frau aus, als schütteten Engel Blumen über das Lager.

Der Knabe sah es nicht. Es sammelte sich ihm mehr und mehr in der Brust, als würde sie furchtbar eingepreßt, und er dachte, das ist gewiß der Schmerz. Ja, es war schwer, wie ein dumpfes Gewicht, das man nicht fassen noch begreifen konnte, und er erinnerte sich nun, daß die Menschen oft davon gesprochen hatten, daß es schwer sei, sehr schwer, einen geliebten Menschen durch den Tod zu verlieren.

„Ich weiß es noch gar nicht, Mutter," sagte er. Darüber sah er in ihr stilles Gesicht und begriff zum erstenmal, daß sie nicht antworten konnte, wie sie es, bis zuletzt, immer und immer auf seine Fragen und Hoffnungen und Ängste getan hatte. Sie schwieg, und Mario glaubte, daß ihr dies Schweigen schmerzlich sein müsse, darüber stiegen ihm wieder langsam Tränen auf, im starren unbeweglichen Gesicht, eigenwillig und von selbst, denn er wollte nicht weinen, weil er versprochen hatte, tapfer zu bleiben. Sein Verlust erschien ihm in diesem Augenblick nicht so groß als die schreckliche Wahrheit, daß die Mutter nicht zu antworten vermochte, obgleich sie es sicherlich wollte. —

* *
*

Dies trug sich zu einer Zeit zu, als eure Eltern Kinder waren, vor vielen Jahren. Der kleine Mario war allein zurückgeblieben, er hatte weder Verwandte im Städtchen noch Geschwister oder Freunde, seine Mutter hatte nach dem Tode ihres Mannes, des Vaters, arm und einsam gelebt. Er begriff sein Schicksal, jetzt seine Tage unter fremden und liebloſen Menschen verbringen zu müssen, es war einmal davon die Rede gewesen, daß er in ein Waisenhaus geschafft werden sollte, falls seine Mutter stürbe; das stellte er sich wie ein Gefängnis vor, grau und drückend. Was er nun in der Welt noch liebte, war nur der Wald. Es war Frühling, und Mario hoffte, er würde im Wald sein Leben verbringen können, die Schule freute ihn nicht mehr, und seine Mitschüler waren kein Trost für ihn, denn er fühlte, daß er anders war als sie. Auch erschien es ihm, als ließe sich dies alles nicht ohne eine Mutter bewerkstelligen und ertragen.

Noch war es still und leer um ihn her und im Hause, die Nachbarn, die sich um die tote Mutter gekümmert haben mußten, während er schlief, gingen ihren Geschäften nach, und vor Mittag würden sie sicherlich nicht in die Wohnung zurückkommen.

Als nun kurze Zeit nach dieſer Morgenſtunde des Abſchieds die Männer, die den Sarg brachten, mit den Nachbarsleuten in das Sterbezimmer drangen, vermißten ſie Mario nicht, denn ſie glaubten, er ſchliefe noch. In Wahrheit war der Knabe aus der Wohnung entwichen, nachdem er raſch und ſorgſam in ſeinem Rucksack verſtaut hatte, was er zu brauchen glaubte, ſein Handwerkszeug, das ſchöne ſtarke Meſſer, den Sonntagsanzug, ein wenig Wäſche, Brot und den Ring der Mutter. Er vergaß nicht, Feuerzeug, Draht, Schnur und eine kräftige Leine mitzunehmen, denn er kannte das Waldleben aus guter Erfahrung und vermeinte, ein achtunggebietender Vogelſteller, Jäger und Schlingenleger zu ſein, oh, ſein Entſchluß entſprang keinem jähen, ungeſchickten oder übereilten Vorſatz, vielmehr einem lang gehegten Plan, er zog in die Heimat ſeiner Kindheit und Liebe aus.

In der Schublade hatte ſich Geld gefunden; er beſann ſich und ließ es dann liegen, wo es lag, mochten diejenigen es nehmen, die der Mutter den letzten Dienſt erweiſen mußten wie einſt dem Vater. Er entkam unbemerkt und erreichte noch vor Mittag die Waldungen gegen Weſten des Städtchens.

Es waltete eine unruhige Zeit im Land; das Reich lag im Krieg mit ſeinem mächtigen Nachbarn, die Menſchen lebten gedrückt und arm und jeder für ſich, obgleich die argen Bedrängniſſe, die Durchzüge der Soldaten oder Lärm, Getöſe und Verwüſtungen der Kämpfe, nicht in dieſe Landſchaften drangen.

Von den wenigen Menſchen, die Mario anfänglich auf der Landſtraße traf, achtete niemand auf den Knaben, der mit großem Hut und Wanderſtab, den Rucksack zwiſchen den Schultern, zielbewußt und mutig dahinſchritt. Wer hatte nicht ſchon an Frühlingstagen die Jugend in den Wald ziehen ſehen? Und dieſes Kind ſchaute nicht aus, als ginge es auf unerlaubten Wegen oder als bedürfe es eines Zuſpruchs oder der Hilfe. Ruhig zog Mario mit großen Schritten dahin, zuverſichtlich und nicht allzu raſch, ein kleiner Mann. Er ſchaute niemanden an, wie jemand, der entſchloſſen iſt, nichts von den Menſchen zu fordern. Die blauen Augen unter dem hellen Haar ſpiegelten ungetrübt den Morgenſchein des Frühlingstages, und blickte ſein Angeſicht auch bleich und ernſt vom Kummer, ſo war es doch gefaßt und ohne Furcht. Sobald er den Wald erreichte, verſchwand er zwiſchen den Stämmen.

Er kannte den Wald. Schon als er noch ein kleiner Knabe gewesen war, hatte er seinen Vater oft begleitet, Sonntag für Sonntag, vom Morgenrot bis zur sinkenden Nacht, später dann trieb es ihn allein zu seinen Fahrten und Streifzügen. Er kannte die Stimmen der Vögel und die Tierspuren im Schnee, viele Pflanzen und Blumen, Beeren und Pilze, und hatte mit Erfolg und Ruhm den Forellen in den Bächen und den wilden Kaninchen nachgestellt, an denen das Land, seine Gebirge, Täler und Wälder reich waren. Käfer und Schmetterlinge waren ihm vertraut, sogar die Nachtfalter kannte er, das Ordensband und den Totenkopf. Frösche, Kröten und Schlangen waren zeitweilig sogar seine Hausgenossen gewesen, bis die Mitbewohner, die törichten, Einspruch erhoben, der aus Unkenntnis und Angst entstand. Wahrhaftig, sie hatten Angst vor einer Maus oder einer Eidechse. War denn eine Ringelnatter giftig oder ein Igel boshaft? Ach, diese Armseligen.

Aber nicht nur aus dem äußerlichen Gehabe und der Art der Tiere erstanden ihm Scherz, Spiel und viel Unterhaltung, sondern in seiner Brust erwachte über dem Leben und der Beschäftigung mit den Geschöpfen

die Ahnung des Geheimniſſes, in dem ſie ſtanden, und er forſchte ihm nach, hilflos noch und ohne Rat, aber voll Zuneigung. Das Geheimnis war es, das ihn zog, Ahnung und Hang nach einer Wahrheit, die niemand wußte, deren heimliches Licht über den Schweigſamen, den Stummen waltete. Ihr Bereich lockte als eine andere, tiefere Welt, Mario zog aus, ſie zu finden.

## Zweites Kapitel

# Die Waldhütte

Zwei lange Tage und eine Nacht in unbekannten Waldgebieten hatten den Knaben mutlos und müde gemacht. Das Brot war bis auf ein paar trockene Brocken zusammengeschrumpft. Wenn ich heute kein Haus finde, dachte er, so werde ich diese Nacht im Wald sterben. Er war weit, weit gewandert, ruhlos von der Sorge getrieben, man möchte ihm nachstellen und ihn auffinden, und nun gingen seine Kräfte zu Ende.

Die erste Nacht hatte er unter den tiefhängenden Zweigen einer mächtigen Tanne verbracht; da er aber nicht wagte, ein Feuer anzuzünden, bedrängte die hereinbrechende Finsternis ihn mit unerforschbaren Lauten und Stimmen, die nicht vom Wind noch von den Tieren stammen konnten. Als der Mond aufging, still, wie die Lampe in einer Grabkapelle, verstummte die Waldtiefe, aber es tauchten Gestalten auf. Der Mond zündete sein Totenlicht bald hier, bald dort an,

alles veränderte sich, ward größer oder kleiner und sank wieder ins Ungewisse. Ein Kauzschrei ließ ihn aufspringen; er hörte sein Herz wie einen eiligen Hammer. Es schrie noch drei-, viermal über ihm. Endlich schlief er ein in einem Gefühl von großer Verlassenheit und in Tränen um die Mutter.

Wohl erwachte er gestärkt und fröhlich, aber keine Kurzweil in Spiel oder Jagd beruhigte sein Gemüt; er schnitzte sich Bogen und Pfeile und baute eine Waldhütte aus Zweigen, verließ sie aber wieder, von Unrast und Unstete wie von Hunden verfolgt. Es trieb ihn weiter und weiter fort, der Sonne nach, gegen Westen zu, denn er wußte, daß ihn dort der Wald schützte, der sich ohne Ende erstreckte, aber zugleich ahnte er, daß er mit seiner Flucht tiefer und tiefer in Gefahr geriet.

Mit dem sinkenden Tag erreichte er eine Schlucht, in der ein Bach floß. Die spärlichen Geräusche, die noch Leben verrieten, das Hämmern des Spechtes oder das Geflüster des Wassers mischten sich schon in die Dämmerung, der Frühlingshimmel schimmerte rot durch die Stämme. Die Einsamkeit umschlich ihn wie ein graues, stilles, unheiliges Tier mit blinden Augen. Ach, was trieb ihn und was fehlte? Wie anders hatte

er ſich Wald und Freiheit gedacht. Die beiden Mächtigen zeigten keine Güte.

Da glaubte er, als er die Schlucht wieder emporklomm, am Boden in Moos und welkem Farngekräut eine ausgetretene Spur zu erkennen, die auf den Bach zuführte. Noch zweifelte er, ob ſie von Menſchen- oder Tierfüßen ſtammen mochte, und ſah ſich forſchend um. Wahrhaftig, da lagen, bevor der Bach in die Senkung niederrann, zwei ſchmale morſche Bretter über ſein Bett gefügt, eine richtige kleine Brücke. Im gleichen Augenblick, als er zitternd vor Hoffnung dieſe Wahrzeichen ſeiner Rettung aus der Waldwildnis erblickte, roch er Holzfeuerrauch und folgte der Richtung von Duft und Weg. Er war ſo müde, daß er den Stock wie eine Laſt nachzog. Sein Rucksack drückte, als ritte ein ſchwerer boshafter Zwerg auf ſeinem Rücken.

Ach Gott, es war ein trauriger Tag geweſen, nun erſt, mit der aufſteigenden Hoffnung, fühlte er die gebändigte Angſt in der Bruſt. Ich bin nicht mutig und ſtark, dachte er, ich habe es nur ſein wollen, darum war es ſo ſchwer. Hatte er wirklich Tränen vergoſſen vor Heimweh und Sehnſucht nach ſeiner Mutter?

Er blieb stehen und atmete tief. Am liebsten wäre er ins Moos gesunken und hätte geschlafen. Es schimmerte jetzt heller umher, der Wald lichtete sich, vor ihm erhob sich eine Gruppe mächtiger Fichten, schwarz wie Teer, vom Abendrot durchleuchtet wie von einem großen stillen Feuer. Da erhob sich eine braune Hüttenwand zwischen den Stämmen am Boden, oh Gott, wie glücklich machte diese Farbe, die Bretter und das Fenster darin, nicht größer als ein Starenkasten. Das Dach lag hinter Fichtengezweig, man sah es nicht, und Licht war nirgends zu entdecken. Die Tür war geschlossen, Schwelle und Stufen aus rohen Stämmen gefügt, ausgetreten und uralt. Zur Rechten erhob sich ein bemooster Brunnenrand in einer Wildnis von Buschwerk und kümmerlichen Erdanlagen, offenbar sollte das ein Garten sein. Hier war es noch ganz hell, man sah den grünblauen Himmel über sich und zur Linken eine Lichtung im Wiesengrün, sanft und eben wie ein Teppich.

Mario nahm sich nicht Zeit, das Haus eingehend zu betrachten, es war eine armselige Hütte. Er nahm seinen Mut zusammen und pochte an die Tür, zuerst mit der Hand. Die Holzbretter waren so dick und

ſchwer, daß ſeine Finger keinen Klang hervorbrachten, da nahm er die Fauſt und dann den Stock. Alles blieb ſtill. Er lauſchte am Spalt, hörte aber zuerſt nur ſein Herz, die Erwartung darin pochte, auch ein wenig Angſt. Dann vernahm er leiſe, ſonderbare Laute, das konnten Vogelſtimmen ſein.

Er jubelte auf, nun hatte er Gewißheit, daß die Hütte bewohnt war, und der Rauchgeruch vorhin war keine Täuſchung geweſen. Er klopfte noch einmal, vorſichtig, nicht allzu ſtürmiſch; da nichts ſich rührte, ließ er ſich auf der Bank unter dem Fenſter nieder. Eine ruhige Zuverſicht bemächtigte ſich ſeiner, als er dort ſaß, es war ſo ſchön und friedlich unter den mächtigen Bäumen, die hoch in ihren Wipfeln leiſe ſangen, als rauſchte in der Ferne ein Waſſer, es war, als tröſteten ihn dieſe Großen, hier, wo ein Menſch ſie kannte.

Nach einer Weile regte es ſich an der Hausecke und mit zierlichem Schritt kam ein Reh hervor. Es äugte zu ihm hinüber, erſtarrt, als wäre es aus Holz. Mario rührte ſich nicht, die Geſchöpfe ſahen ſich prüfend an, der Knabe bebte vor Freude und Entzücken. Das Tier ſchien zahm zu ſein, denn nach kleiner Weile ſetzte es wieder Fuß vor Fuß, aufmerkſam witternd und ſo zart

in seiner Neugier und Vorsicht, als wohnte die Seele eines Kindes in dem holden, schlanken Gebilde. Mario streckte dem Tier langsam die Hand entgegen, da lief es herzu und beschnupperte sie.

Was habe ich denn für dich, oh lieber Gott? dachte der Knabe, ganz fiebrig von dem Wunsch, diesem Tier etwas zu geben. Das Brot! Das Brot! Er ließ vorsichtig den Rucksack niedergleiten, das Reh sah zu und leckte mit langer Zunge die schwarze Nase. Mario brach ein Stückchen von dem Brot ab, er fand es trokken, für ihn wäre es noch gut genug gewesen, aber vielleicht verschmähte das Reh die harten Brocken.

Gottlob, es dachte nicht daran, es nahm ihm ohne Zögern Stück für Stück aus den Fingern, Mario hätte ihm sorglos alles gegeben, wenn er nicht plötzlich, schon dicht neben sich, eine Menschengestalt erblickt hätte, die hinter seinem Rücken um die Hausecke gekommen sein mußte. Er erschrak so heftig, daß das Brot ihm aus der Hand fiel und über den Lehmboden rollte, das Reh sprang ein Stückchen zur Seite, flüchtete aber nicht.

Die Gestalt war klein und gedrungen, ein altes Weib. Ein erdfarbenes Tuch mit roten Punkten fiel

von den Schultern bis zum Boden und machte die unförmige Gestalt noch plumper. Auf dem grauen Haar saß ein Strohhut, so groß wie ein Schirm, das Haar fiel strähnig und lang darunter hervor und nieder, es sah aus, als wüchse es auf den Schultern. Die Hände hielten das Tuch von innen, die ganze Erscheinung erinnerte an einen ungeheuren Steinpilz mit dickem Stumpf. Vom Gesicht waren nur die Nase und der Mund zu sehen, der Mund war ein lippenloser Spalt, lang und holperig, als sei mit zitternder Hand eine Furche in braune Erde gezogen. Von den Augen erblickte man nichts, zwei ungeheure Brillengläser, braun gerahmt, deckten sie zu, so daß das Gesicht an eine Eule erinnerte.

Das war ungewohnt. Mario rang nach Luft, aber er tat es gewissermaßen höflich. Zum ersten war diese Alte wahrscheinlich die Besitzerin der Hütte, und es galt, sie nicht zu kränken, zum andern aber flößte sie trotz ihres absonderlichen Aufzuges durchaus nicht Angst oder Schrecken ein, sondern Vertrauen. Das war merkwürdig, aber ganz deutlich, der Knabe war ohne Furcht, wenn er sich auch nicht sogleich zu fassen vermochte.

„Da sieh an," knarrte es unter der Brille, „vergif-

tet mir das Jüngelchen mein gutes Reh. So sind Buben. Was willst du hier?"

„Ich habe mich im Wald verirrt," sagte Mario und nannte den Ort, aus dem er kam. Seine Lippen bebten, er fühlte plötzlich mit Zagen, daß alles von diesem Augenblick abhing. Ach, wie erwarb man die Gunst einer solchen Frau?

Die Alte stieß rasch nacheinander drei Laute aus, ein Gemecker auf he, he, he. „Nur wieder hinein mit dir in den Wald, du Ausreißerchen, die Mutter wird sich freuen. Lange bist du gelaufen."

„Meine Mutter ist tot," sagte Mario.

„Das stirbt sich wie Fliegen," sagte die Alte. „Steh auf, daß ich dich sehen kann."

Mario erhob sich, die Augen voll Tränen.

„Ist das gar Brot?" rief die Alte und stieß mit dem Fuß an den Brocken am Boden. „Da seht den Verschwender an. Und so was kommt betteln!"

„Ich habe es dem Reh gegeben," stammelte der Knabe.

„Braucht ein Reh Brot? Dumm bist du auch. Da sieht man es." Sie lachte höhnisch, aber diesmal deutlich auf ho, wieder dreimal.

Mario ſchluckte zornig die Tränen herunter, die Alte ſah ihn an wie ein Uhu.

„Da ſoll ich glauben, er will hier die Nacht bei mir ſchlafen! Herein mit dir ins Haus! Soll ich hier ſtehen bis die Nacht kommt? Sieh mein Reh an. Überfreſſen iſt das keuſche Tier. Schaden, wohin man ſieht.“

Sie torkelte auf das Haus zu, holte aus dem Kleiderwerk ihrer Gewandung einen Schlüſſel hervor, groß wie eine Axt, und ſchob ihn mit beiden Händen in das Schlüſſelloch. Die ſchwere Holztür knarrte, das Vogelgezwitſcher hallte hell und freundlich in der Dämmerung des Hauſes auf, in die nun das ſinkende Tageslicht einbrach.

Mario ſtand wie betäubt und völlig unſchlüſſig an der Schwelle, Weinen und Lachen kämpften miteinander in ſeiner Bruſt, aber darüber zitterte es gut und zuverſichtlich. Er vertraute dieſem Gefühl und nicht dem unwirſchen Gehabe der Alten, das ihn ſtieß und zerrte. Ihm war, als zeigte ſich Böſes und Kälte und Grimm, und als wirkte Gutes. Ich kann ja davonlaufen, wenn ich will, dachte er. Habe ich nicht ſchon einmal im Wald geſchlafen und bin fröhlich erwacht? Das machte ihn mutiger.

„Was hast du in deinem Rückensack?“ hallte es aus der Dämmerung, „eine Katze, wahrscheinlich Katzen. Das fehlte mir im friedlichen Haus!“

Mario trat schüchtern näher und beteuerte ernsthaft, niemals eine Katze besessen zu haben. Die Alte knurrte nur:

„Buben lügen.“

Sie zog ihn ganz ins Haus und befühlte den Rucksack. Mario war gekränkt und erheitert, aber die ausbrechende Fröhlichkeit siegte. Nein, was war das für ein sonderbares Weib, aber wie sehr er auch staunte, sie mißfiel ihm nicht. Vielleicht trug auch das Vogelgezwitscher zu seiner Aufheiterung bei, er vergaß alle Müdigkeit über der lustigen Gesellschaft, in unzähligen kleinen und großen Käfigen hingen sie an den Wänden und hüpften von Stange zu Stange, wie Uhrpendel.

Die Alte stemmte die Hände in die Hüften und sah Mario von der Seite an. Sein Vergnügen an den Vögeln schien ihr zu gefallen, aber ihr Grinsen war höhnisch, als verachtete sie das Kind. Ohne ein Wort öffnete sie nun eine Tür, die offenbar in die Küche führte, denn man sah im halben Licht einen Herd aus roten

Steinen, von einem riesigen schwarzen Rauchfang überdacht. Eine zweite Tür, die sie dort im Hintergrund der Küche aufstieß, führte hinaus, das Waldgrün lag wie ein Vorhang im Rechteck des Türrahmens. Mario hörte eine Ziege meckern und sah Hühner eintreten, ungeniert liefen sie in die Küche, sahen sich um und sprangen auf die Bänke, sie schienen auf Einlaß gewartet zu haben.

Es klirrte am Herd, die Alte kam mit einem Becher voll Milch zurück, die dampfte, und gab sie Mario. Man sah ihre Augen nicht hinter den Gläsern, aber die Neigung ihres Kopfes war freundlich. Da sie den Hut herabgenommen hatte, erblickte man das graue Haar und den Scheitel in der Mitte, der gut dahinlief und die eisgrauen Strähnen teilte. Mario dankte ihr und trank, die Alte sah ihm zu.

„Da trinkt er nun, der Selbstsüchtige," knurrte sie, „die fette, die unverdiente Milch. Schaden, wohin man sieht."

Sie führte ihn an ein Laublager, das mit einem Ziegenfell bedeckt war, es tat sich unvermutet unter ihrem Griff in der Wand auf wie ein Schrank.

„Daß du dich davonmachst, bevor die Sonne auf-

geht," knurrte sie, „da will er mir am Ende bis zum Mittag bleiben."

„Darf ich hier schlafen?"

„Du wirst grauenhaft schnarchen, Gott steh mir bei, so daß alles im Haus um seine Ruhe kommt und die lieben Tiere sich fürchten."

„Ich glaube nicht," sagte Mario eingeschüchtert, er gab der Alten die Hand, halb in Abwehr, halb aus Dank, denn dies Lager in Ruhe und unter Dach machte ihn froh, so daß seine Lippen bebten.

Die Alte griff nach der Hand wie nach einem Gegenstand, ohne Zärtlichkeit, hielt sie fest und drehte sie hin und her.

„Ach Herrjeh," sagte sie nur und hielt sie zwischen groben alten Fingern hoch, als sei ein helles müdes Tierchen zwischen zwei Tannenzapfen eingeklemmt. „Was will man damit anfangen, du zartes Stubenhäschen, du Mutterpflaster, du Daunenlaus; daß es Gott erbarme! Da läuft er nun mir nichts, dir nichts in den strengen, ewigen Wald, der Ofenhocker mit dem Schnupftüchlein. Hast du überhaupt einen Namen?"

„Ich heiße Mario."

„Also doch. Aber da schau einer dies Händchen an,

oh du Puppe. Kann es die Beeren des Wacholders, die ich brauche, aus dem Gestachel picken, die Wurzeln des Aronstabs aus der Frühlingserde graben, die gegen Gicht und Schwermut helfen, das Holz bündeln, heimschleppen und zerschlagen, oder gar auf der Eibe im Gezweig Halt finden, bis an den Wipfel? Der Balsaminensaft wird die Haut verbrennen, die zarte Kralle. Gott helfe doch allen, die so verlassen sind." Sie seufzte.

Mario horchte trotz seiner Müdigkeit auf, er hatte sich auf dem Ziegenfell ausgestreckt, das sanft nachgab und sich mit ihm in das raschelnde trockene Laub schmiegte. Er glaubte, noch niemals so weich und gut gebettet gewesen zu sein, Wärme und Wohlstand umfingen ihn, der dunkle Holzschrein gab ein ganz ungewohntes Gefühl von Behagen und Geborgenheit. Der Knabe lachte leise vor Glück.

Und nun fiel der Wald und sein buntes Leben mit den Worten der Alten in seine Sinne, er sah die Eibe im Himmelsblau, den Wacholder, den lieblich benannten, und die Pflanzen im Wald- und Wiesengrund, deren sonderbare Namen erklungen waren. So viel Neues aus dem Bereich der Natur war ihm noch niemals, am wenigsten aber in einem Satz begegnet. Das

Geheimnis ſtand vor ihm auf und flüſterte lockend, das ſanft verdämmernde Zirpen der Vögel klang aus den noch ſchwach beleuchteten Hintergründen der fremden Behauſung, oder drang es aus der Waldferne, weit hinter allem? Wie hatte dieſe Alte den Wald genannt, es wollte ihm nicht aus dem Sinn, ſtreng und ewig ſei der hochgebaute. Wie kam nur das alte Waldweib zu ſolchen Worten? Oh es war ſchön, wunderſchön, ſo auf dem duftenden Laublager zu liegen. Man hielt noch immer ſeine Hand und knurrte auf ihn nieder. Nur nicht einſchlafen jetzt, dachte er, weil es ſo gnädig umher auf ihn einſank. Da nahm ihn der Schlaf in ſeine noch größere Güte.

## Drittes Kapitel

# Dommelfei

Mario geschah in der fernen Tiefe des Schlafs ein Traum, seine Mutter stand vor ihm und sah ihn freundlich an.

„Bleib hier im Wald, mein Mario," sagte sie ernst, „geh nicht unter die Menschen zurück, du mein Lieber. Meine Seele ist um dich, sie wird dich behüten."

Hierauf verschwand sie mit einem aufmunternden Lächeln, es erschien, als sei sie nicht mehr betrübt. Sie hatte ihr Sonntagskleid angehabt, ihr Gesicht war von Sorgen befreit. Dann wieder nach einer Weile erhob sich vor seinem Lager ein goldener Speer, der aufrecht stand und so stark glänzte, daß es schmerzte. Er war von einer Musik umklungen, die so süß und stark war, daß das Herz vor Entzücken in eine tiefe Schwäche sank, es wurde zu einer demütigen Schale, die die klingenden Tropfen auffing.

Darüber erwachte Mario, auflachend vor Beglük-

kung, aber der goldene Speer wich nicht von seinem Lager. Aufrecht stand er da und strahlte wie neues Gold. Und, oh Wunder, die Musik verschwand nicht, wie sonst die Schönheit und Wohltat der Träume beim Erwachen, sondern sie hallte fort, jetzt heller und jubelnd, in vielen farbigen, fröhlichen Stimmen.

Da erkannte Mario, daß es Tag war und daß das Sonnenlicht in die hölzerne Bettlade fiel, durch den schmalen Spalt der Schranktüren, die nicht ganz geschlossen waren, und daß im Zimmer die Vögel der alten Frau in ihren Käfigen sangen.

Er erhob sich vorsichtig, setzte sich aufrecht auf sein Laublager und versuchte durch den Spalt zu schauen, aber das Licht war zu mächtig. So schob er die Schranktür der Bettlade ein wenig weiter auf, um sein Auge zu gewöhnen und in den Wohnraum zu schauen. Er war menschenleer und schien kleiner als am Abend. Die Wände flimmerten bunt von Vögeln, die alle sangen, jeder auf seine Art. Überall an der Decke im Gebälk und an den Wänden waren dürres Geäst und Stangen angebracht. Er erblickte sich gegenüber zwei Fenster, die er am Abend nicht erkannt hatte, offenbar waren sie verhangen gewesen oder durch Läden geschlossen. Die

Sonne brach neben seinem Lager durch die offene Tür, durch die er am Abend ins Haus getreten war, der Sonnenschein füllte den ganzen Raum, denn die Strahlende stand schon über dem Wald. An der Wand bewegten sich helle Flecke, als flöße dort goldenes Wasser, die Vogelbauer glitzerten, die meisten waren aus Holz, andere aus Draht, einige standen offen.

Mario stieß die Türen ganz auf und sprang aus seinem Schrankbett auf den Boden, er fand sich in Kleidern, wie er sich am Abend niedergelegt hatte, und schritt aus dem Haus, zum Bach war es nicht weit. Er trank und wusch sich Gesicht und Hände, es wehte kühl im Schatten, aber die Sonne drang schon wärmend in die Frische. Wo mochte die Alte sein, alles lag still und wie verlassen im Umkreis. In einer Lichtung, nah am Haus, graste das Reh. Der Tau glitzerte am Sonnenrand der Wiese, das Reh hielt sich im Waldschatten. Er überlegte, was er der alten Frau zulieb tun könnte, die ihn beherbergt hatte. Wie mag sie am hellichten Tag aussehen, dachte er, wahrscheinlich fürchterlich. Ob sie ihm Brot geben würde?

Jetzt sah er die Alte unter den Fichten hervorkommen, seinen Büschen gegenüber. Er hörte sie murmeln,

es ſchien ihm, als habe ſie ſich hinter den tiefhängenden unteren Zweigen verſteckt gehalten. Sie ſchritt auf das Haus zu, ſchien darin zu ſuchen und kam mit ſeinem Rucksack wieder heraus, den ſie am Licht auf der Schwelle hin und her drehte und betrachtete. Dazu lächelte ſie und nickte vor ſich hin. Genau wie geſtern ſah ſie aus, da hatte ſich auch nicht ein Härchen geändert. Kleider, Tuch und Haarfilz, die Holzſchuhe und die roten dicken Punkte über und über, das alles wirkte zuſammen, als ſei es ihr angewachſenes Fell, ihr Körper ſelbſt und ihr Charakter.

Als ſie Mario erblickte, der zögernd auf ſie zukam, ging ſie ihm entgegen und zog ihn auf die Bank am Haus nieder, er fand dort Brot, Nüſſe, Milch und ein Beerenkompott, das ſo ſüß war wie Honig und von ſtarkem Duft, ähnlich wie Himbeeren, jedoch ſchärfer und unbekannt. Sie ſagte nichts, während der Knabe aß, ihr Geſicht war nachdenklich und der Kopf gebeugt. Als alles vertilgt war, was ſie gebracht hatte, nahm ſie ihre Brille von der Naſe, und Mario ſchaute in zwei gute, kleine Augen, trüb und lieb, unter zwei Säckchen, wie Halbmonde. Das Geſicht erſchien ihm trotz Fülle und Alter feiner als geſtern, als habe ſie

mit der Brille eine Maske abgenommen, die grob und schauerlich machte.

„Also nun fort mit dir — Mario. Mario! Ein Unding ist solch ein Name, ein ständiger Verdacht! Wer mag ihn sich ausgedacht haben?"

„Ich bin damit zufrieden," antwortete Mario trotzig und holte seinen Rucksack.

„Gib das Säckchen, du Taugenichts. Weißt du denn den Weg, den Weg nach Hause?! He, weißt du ihn etwa?"

„Ich will nicht nach Hause. Die Wohnung sollen andere Leute erhalten, mit denen ich nicht leben will, man bringt mich in ein Waisenhaus." Er setzte an, noch einmal zu sagen, daß seine Mutter gestorben sei, aber er schwieg, davon verstand die Alte nichts. Oder doch? Sie betrachtete ihn so sonderbar forschend.

„Du hast mein Bett genommen und mein Brot gegessen — von den Moosbeeren schweige ich, den köstlichen, überreich sind sie mit Zucker angesetzt — wie wär's, du Tagedieb, wenn du mir beim Werk zur Hand gingst — — nicht eben das Schwerste soll es sein, aber mich dünkt, so schickt es sich. Wer erwartet dich, wer wird dich suchen?"

„Niemand," ſagte Mario.

„Auch nicht der Vater?"

„Er iſt ſchon lange tot."

„Aber das Großmütterlein wird ſorgen?"

„Ich habe nie eins gehabt."

Das ſchien der Alten recht zu ſein, ſie ſagte aber höhniſch:

„Nicht das einmal! Da ſieht man's!" Hinter ihren Augen oder im Mundwinkel, du lieber Gott, wo war es nur genau, ſaß und zitterte ein winziges Lächeln. Ach, vielleicht wird ſie ſchon wackelig, die alte Hexe, verwarf Mario heimlich ſein Forſchen. Er empfand, daß man etwas von ihm wollte, das hob ſein Anſehen in den eigenen Augen und machte ihn unbefangen. Er würde gern etwas tun, gewiß, dies ſagte er auch.

Die Alte knurrte.

„Ein Vielfraß biſt du, das muß man bedenken. Nun komm und ſieh an, was die Vögel brauchen, die gottſeligen Tierchen, die genügſamen. Willſt du ſie verſcheuchen und ängſtigen, du Klotz, mit deinem Gepolter? Warte du mir nur du, du dümmſter Froſch, der Wald wird dich lehren, wie man auftritt. Die

Naſe, die Augen, die Ohren, aufblühen werden ſie dir. Sieh, das weiß Dommelfei und vieles noch."

Dieſe Worte gefielen Mario ungemein. Sie klangen wie aus einer ganz neuen Welt. Er fragte:

„Wer iſt Dommelfei?"

„Das bin ich. Dommelfei nennt man mich im Land, von Urſprung her bin ich Marilin zubenannt und bin eine Brautwitwe." Sie ſtanden miteinander vor den Vogelkäfigen im Wohnraum. Es war deutlich, die Vögel begrüßten ihre Herrin laut und fröhlich. Mario verſuchte, die bunte Fülle zu ermeſſen, er wollte fragen, aber der Mut ſank ihm. Die alte Frau wuchs vor ſeinen inneren Augen an Macht und Verſtand, er ſah ſie dankbar an. Nun trat ſie vor einen Käfig, öffnete ihn und hielt ihre Hand vor die ſchmale Türlücke. Der Vogel hüpfte von der Stange nieder und ſaß auf ihrem Finger. Sie hob ihn dicht an ſich heran, an die kurzſichtigen Augen, ſo dicht, daß er ihre Naſe hätte berühren können. Sie nahm ihn ſorglos mit ans Licht der offenen Haustür, und Mario folgte erwartungsvoll.

Das mattbunte Gefieder glänzte, die Kehle war gelb, und die ſtahlblaue Bruſt ging allmählich in ein zartes gedämpftes Roſtrot über. Rücken und Flügel

ähnelten denen des Sperlings. Die dunklen Augensterne lagen in feinen gelben Ringen.

Mario kannte diesen Vogel nicht und preßte die Hände vor Erregung und Ergriffenheit. Er hatte noch niemals gesehen, daß ein Vogel, frei und doch nach eines Menschen Willen, auf einem Finger saß und sitzen blieb.

„Dies ist der Vogel Ortolan," sagte Dommelfei, „ein Liebling, schön von Seele, ein Wanderer, denn im Herbst zieht seine Art davon. Immer weniger kommen zurück. Er heißt auch Gartenammer, aber nun höre, was er kann, der Liebliche." Ihr grobes Gesicht wirkte komisch vor Zärtlichkeit. Sie hob die Hand mit dem Vogel ein wenig von sich ab, in der Höhe ihrer Augen, wartete ein Weilchen und sagte dann leise:

„Sing, mein Schatz, sing."

Da hob der Vogel das Köpfchen gegen das Licht und sang laut und fröhlich auf ihrem Finger sein Lied in den Morgen hinein. Es klang ähnlich wie der Gesang der Goldammer, nur heller und endete tief.

Mario wurde blaß vor Freude und erbebte. Das sah sich Dommelfei an, aber er merkte es nicht. Der

Vogel nahm Körner von den Lippen der Alten und wurde in seinen Käfig zurückgebracht, der offen blieb.

Der Knabe atmete schmerzlich, er glaubte, niemals in seinem Leben so glücklich gewesen zu sein, und ergriff die Hand der alten Frau.

„Können das alle deine Vögel?"

„Er schluckt auch Würmchen, nicht Samenkörner allein. Die anderen schweigen auf der Hand, die scheuen Seelchen, hab' ich es doch nie vollbracht, in vielen Jahren. Manch einer liegt auf dem Vogelfriedhof, der Stätte des Dankes, du wirst sie nicht finden. Der Buchfink ist dreister, aber er weiß nicht, was du von ihm willst, der Tollpatsch."

„Darf ich den Buchfink sehen?"

„Ein Dompfaff war mir eigen, ein Liebling auch, der hockte mir auf der Schulter in Haus und Garten. Er knapperte die Blütenknospen im Gezweig, wenn ich ihn auf den Frühlingsbaum entließ, und kam zurück, das glaube mir. Die Wildkatze hat ihn zerrissen, die graue Teufelin."

„Ich werde alle Katzen im Wald töten, Dommelfei."

„Ho ho ho! Da seht den Jäger! Wenn du die Katze

erblicken kannſt, dann iſt ſie nicht da, und wenn ſie da iſt, kannſt du ſie nicht ſehen. Was er doch von den Katzen weiß, der Flüchtige."

Mario lachte. Er verſtand ſehr wohl, daß dieſer Satz zugleich falſch und richtig war, und wiederholte: „Wenn ſie da iſt, kann man ſie nicht ſehen."

Dommelfei betrachtete ihn, ſie ſah ſich gewiſſermaßen ſein Lachen an, als ob ihr das Anhören nicht genügte, ſie ſchaute ernſt dabei drein, faſt traurig, mit ihrem großen, groben Geſicht, braun wie Erde.

„Oh du Sorgloſer, da bleibe denn noch heute bei Dommelfei."

* *
*

Mario war glücklich. Der Morgen verging mit allerhand Tun im Hauſe, von dem das Verſorgen der Vögel viel Zeit in Anſpruch nahm, denn es geſchah mit Sorgfalt. Der Knabe ſah die Waldſänger, einen nach dem anderen, und er, der geglaubt hatte, im Wald zu Hauſe zu ſein und ſeine Bewohner zu kennen, erlebte, daß ihm die meiſten fremd waren. Er erkannte das Rotkehlchen und den Buchfinken, auch die Blaumeiſe, die ſie das Schwarzköpfchen und auch den

Mönch genannt hatten, aber als er es ſagte, lachte Dommelfei ihn aus.

„Da glaubt er nun, das ſei das gleiche!"

Er meinte, ſich des Dompfaffen zu erinnern, aus hereinbrechenden Wintertagen, als die Bäume kahl waren, ſein Piepen war ihm vertraut und die kirſchrote Bruſt mit dem kurzen gedrungenen Köpfchen. Aber wer hatte je den Wiedehopf geſehen, den langſchnabeligen, mit ſeinem gelben Federhut und dem braun- und weißſcheckigen Schwanz- und Flügelgefieder? Wahrhaftig, da ſah man es, es gab ein Blaukehlchen, ein weißes Farbtellerchen auf der blauen Bruſt, die rot verlief und endlich hellbraun über den zarten Füßen, dünn wie Nadeln. Er hörte Namen, die er niemals vernommen hatte. Hänfling und Zeiſig kannte er, als aber der dunkelrote Kreuzſchnabel, der ausſah wie ein kleiner Papagei, der alten Frau ſein gip, gip, gip entgegenrief, als ſie den Fichtenſamen in der Hand ſchüttelte, da ſchien es Mario als ſei er bei einer Zauberin zu Gaſt. Dieſer Vogel zeigte ſich ſo zahm, daß er ſich den Rücken ſtreicheln ließ, und fröhlich wie ein Spatz; ſeine kleinen ſchwarzen Äuglein, dicht am großen Schnabel, deſſen ſpitze

Enden über Kreuz lagen, wollten alles verstehen und ergründen.

Mario erfuhr, daß es nur Wenige seien, diese Vielen, von der reichen Schar draußen im Wald, daß die meisten nicht in Menschengemeinschaft oder gar in Gefangenschaft leben wollten, da müsse man ihnen die Freiheit lassen, auch sei ihre Nahrung schwer zu beschaffen.

Er sah die zärtlichen Gestalten, hörte die Namen und vergaß sie, die Fülle bedrängte ihn noch, aber seine Brust brannte vor Verlangen, ihnen nah zu bleiben, sie zu besitzen und zu pflegen und seinen Tag mit diesen Hellen, Fröhlichen zu teilen, die den Menschen nicht scheuten. Er mußte Dommelfei wieder und wieder anschauen, wie war sie doch zu beneiden! Sie kannte sie alle bei Namen und Eigenart, sie wußte, wessen sie bedurften und wie man es anfing, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Die Alte hielt sich nicht länger bei den Tieren auf, als notwendig war. Als sie in die Küche ging, um das Mittagbrot zu bereiten, überließ sie den Knaben sich selbst, und Mario umging das Haus und den kleinen Stall, sah den Brunnen an und die Pflanzen, die im

Vorgarten blühten, der von Mittag her Sonne empfing. Er fand wild wachsende Pflanzen, die hier in Pflege wuchsen, sonderbar blühten und scharf dufteten. Im Hintergrund des Gärtchens brauste ein aus Stroh geflochtener Bienenstock, ganz eingehüllt in blühendes Gesträuch und das buntbemalte Tor gegen den Morgen zu geöffnet. Im Laubwerk am Waldrand raschelte ein Igel, der ihn neugierig aus der Schattendämmerung ansah, ohne sich einzurollen und ohne zu flüchten. Mario meinte geradezu Erstaunen in den Augen des Tieres zu erkennen und mußte lachen. Er warf sich ins Gras und sprach mit ihm. Der Igel trollte sich bald und Mario ließ ihn ziehen. Da kam er zurück, lebhaft und zutraulich, obgleich es Tag war.

Im baufälligen Holzschuppen hinter dem Haus fand er Handwerkzeug und vielerlei bekannte und auch fremdartige Geräte, das mochten Fallen sein. An den Wänden, auf Holzbrettern, waren in Bündeln vielerlei getrocknete Kräuter und Pflanzen sorgfältig geschichtet und den Arten nach geordnet; von ihnen strömte der sonderbare Duft aus, der den Raum füllte. Einige hingen in Büscheln von der Decke herab, darunter Haferähren, in denen noch die Körner staken. Aus dem Hin-

tergrund hüpfte ein Rabe hervor und verschwand wieder. Mario verfolgte ihn nicht. Er zog einen Baststreifen aus dem Schopf an der Türangel und prüfte die Widerstandskraft. Axt, Säge und Hackmesser waren in gutem Zustand, darauf verstand er sich. Auch fand er einen Hobel und feine und grobe Feilen, Zangen und sogar einen kleinen Amboß. Richtig, da lag auch der Schleifstein am Boden zwischen zwei Gießkannen, oh du lieber Gott, welch eine herrliche Welt. Dommelfei, laß mich bleiben!

Draußen im knorrigen Birnbaum, der schon verblüht war und dessen Stamm aufgestellte Bretter und Gestänge umlagerten, jubelte in der Sonne eine Grasmücke, dicht über dem bemoosten Dach. Gehörte sie nun Dommelfei oder Gott? Da hub der Vogel sein Lied von neuem an. „Mir gehörst du!“ rief Mario und breitete die Arme aus.

## Viertes Kapitel

# Das Moor

Nachdem Mario und Dommelfei, die Brautwitwe, das alte Kräuterweiblein, in der Waldhütte miteinander gegessen hatten, richtete die Hauswirtin eine kleine Tragkiepe her, nicht größer als ein Marktkorb, aus Weidenruten geflochten und mit Lederriemen versehen, so daß man sie auf den Rücken schnallen konnte. Sie verstaute Brot, eine Flasche mit Milch und allerhand kleine Dinge und Gerätschaften darin, darunter noch ein kleineres Fläschchen und ein Messer. Marios Rucksack hielt sie hoch, prüfte ihn und warf ihn verächtlich zur Seite. Dann sah sie seine Gewandung ab und lächelte.

„Die Stiefelchen müssen dir erst wachsen," sagte sie nur. Mario verstand sie nicht, stellte aber keine Frage. Erst viel später in seinem Waldleben, als die Sohle seines nackten Fußes hart und fest geworden war wie Leder, als kein noch so spitzer Stein, kein Dorn und kein

Biß der Insekten sie mehr hätte durchdringen können, mußte er an diese Worte zurückdenken. Was ihn aber beglückte, war der heimliche Vorsatz und Glaube in den Worten der Alten, daß er im Wald bei ihr bleiben würde.

Dem Knaben lag das Mittagsmahl leicht und gut im Magen, aber er staunte immer noch in Erinnerung an diese Tafel. Da gab es graues, grobschrötiges Brot, von der Alten gebacken, das köstlich schmeckte, zwei gebratene Vögel, die er nicht kannte, so groß wie Drosseln, und einen Salat, der ihn anfänglich mit Schrekken erfüllte. Da fanden sich wahrhaftig im würzigen sauren Saft Gänseblümchen und Knospen der Sumpfdotterblume, junge Nesseln, Wiesenblüten und Löwenzahnblätter die Menge, Bachkresse und unbekannte helle Keimstauden, zart wie Haselnüsse und süß.

„Die Vögel," sagte Dommelfei, als sie sein Zögern sah, „die singen nicht nur, und die Blumen, die duften nicht nur."

Sie ergriff ihren Vogelbraten bei den Beinen, hob ihn auf und biß hinein wie in einen Rettich. Es knisterte nahrhaft, und heraus quoll ein Fruchtsaft, nur die Krallen blieben übrig. Mario war zumut, als müsse

sich der Vogel noch im Tode vor diesem Rachen fürchten, als er es aber, hungrig wie ein junger Wolf, der Alten nachtat, fand er, daß der Vogel sich sicherlich nicht mehr zu fürchten brauche. Es kam ihm auch nicht mehr so sehr darauf an. Niemals glaubte er, so köstlich gespeist zu haben, und die Gänseblümchen auf der Holzgabel erschienen ihm nach kurzer Prüfung als viel zu klein.

Hinter dem Hause, beim Birnbaum, lud ihm Dommelfei zwei lange schmale Bretter auf, nicht eben leicht, jedoch Mario nahm seine Kraft aufs beste zusammen, als er das spöttische Lächeln der Alten sah. Die sollte nicht glauben, es fehlte ihm an Kraft, staunen sollte sie!

„Nur diese zwei?" fragte er.

Da nahm ihm Dommelfei das eine ab und sie brachen auf.

Nicht weit vom Haus entfernt kamen sie an den Vogelherd, tief im Walddickicht verborgen, doch nahe einer buschreichen Lichtung. Mario sah ein Gehäuse aus Zweigen, dicht geflochten und mit einem feinen Netz überspannt, ähnlich wie eine Fischreuse. Der Eingang öffnete sich nach außen weit und verlief nach innen zu ganz schmal, kleiner noch als ein Vogelkörper. Dort

waren die Zweige so gesteckt und befestigt, daß sie den Vogel wohl herein, aber nicht wieder herausließen, weil die kleinen und kleinsten Ästlein sich gegen das Gefieder des Vogels stemmten, wenn er sich hindurchzuzwängen versuchte, um seine Freiheit zurückzugewinnen. In der Mitte des Gefängnisses hing ein Büschel Haferähren, und auf ein Holzbrettchen am Boden war Hanfsamen gestreut.

Dicht vor dieser Falle saßen auf Ruten zwei Graudrosseln, die nicht fortflogen, aber mächtig flatterten. Dommelfei nahm sie herunter, löste die festgeklebten Füße mit Vorsicht, drehte ihnen rasch und weich die Hälse um, und sie verschwanden in der Kiepe. Ein Buchfink und ein Zeisig, die sich auf einer anderen Leimrute gefangen hatten, wurden von Dommelfei gelöst und in den Wald entlassen.

Sie wandte sich an den staunenden Mario.

„Tust du Honig oder Nußöl unter den Vogelleim, so schadet ihm kein Regen."

Sie grinste vergnügt und räumte den Vogelherd aus. Fast alles durfte fliegen, nur eine rotbrüstige Spechtmeise behielt sie lange in der Hand und zeigte sie Mario.

„Ist mir doch selten ein Kleiberlein in die Maschen geraten," sagte sie betrachtend, „denn sobald er Insekten findet, verschmäht er Körner." Mario sah den kleinen Vogel mit dem kurzen Schwanz und dem grauen Rückengefieder begierig an. Dann durfte auch dieser fliegen. Er blieb verdutzt an einem Baumstamm hocken wie eine Maus und schien die Welt nicht mehr zu fassen.

Dommelfei war geschäftig und verwahrte und richtete alles mit Sorgfalt. Sie holte das Fläschchen hervor und strich mit einer Feder neuen Leim auf die Ruten.

„Wenn du Leimruten für Vögel schneidest, so darfst du dabei nicht sprechen. Aus Mistelbeeren, die du im Herbst bei Vollmond sammelst, bereitest du Vogelleim, doch auch die Rinde der Walddistel ist brauchbar. Nun komm denn weiter, du Kleinster im Wald."

„Warum müssen die Beeren bei Vollmond gepflückt werden?" fragte Mario.

Dommelfei sah ihn an und antwortete nicht.

Rascher und sicherer, als Mario es bei ihrem Alter vermutet hätte, glitt sie nun über den unebenen Waldboden dahin. Den großen Hut hatte sie nach hinten

fallen laſſen, er lag, von ſeinem Band gehalten, wie ein Deckel auf der Kiepe. Nirgends gab es Wege, nur einmal kreuzten ſie einen dicht verwachſenen uralten Holzpfad, als ſie in jüngere Baumbeſtände kamen. Dort wuchs hohes gleichmäßiges Gras, wie grüne Seide anzuſchauen, bis faſt unter die Tännchen. Der blaue Himmel, an dem die Sonne ſtrahlte, öffnete ſich. Ein Raubvogel kreiſte in der Höhe.

Mario war das Herz frei und ſo von Seligkeit erfüllt, daß er am liebſten laut geſungen hätte. Seine Gedanken gingen berauſcht um Spiel und Waffen. Er ſah Dommelfei an. Sie würde ihm nichts verbieten, bald ſollte ihr Wald der ſeine ſein, er war Herr und König über alles. Wunderbar und ſonderbar war doch dieſe Dommelfei, die Alte. Ihn plagte die Neugier, er hätte gar zu gern viel über ſie gewußt. Wie mochte ſie in den Wald geraten ſein, was trieb ſie tagaus, tagein? Gab es niemand, der ſie kannte, der ſie hinderte oder ihr zu gebieten hatte? Jedoch er wagte keine Fragen, auch war er begierig zu erfahren, wohin es ging und was die Bretter ſollten, die ſie mitſchleppten. Ohne Ende ſchien dieſer herrliche Wald, der noch hellgrün in ſeinem Frühlingskleid prangte und ſo von Frühlings-

duft und Vogelliedern erfüllt war, daß die Bruſt es ſchwer ertrug, ohne zu jubeln.

Als wieder der Hochwald begann, jetzt Buchen und ſelten nur Fichten, fand ſich am Rand im lichten Buſch, in den Sonnenflecken des Dickichts Seidelbaſt. Dommelfei ſchnitt eines der kleinen fußhohen Stämmchen ab, an deren zähem Holz, ohne Stiel und Kelch, immer in Büſcheln von drei, vier Blüten im Vorfrühling die hellvioletten Blütenſterne wuchſen, voll ſüßen Duftes und an Geſtalt dem Flieder ähnlich, die erſten Blüten im Jahr.

„Im Hochſommer tragen ſie rote Beeren, dann ſind auch die ſchmalen Blätter groß geworden, und die rote Farbe iſt herrlich ſchön, ſo hoch und hell von rot, daß du froh wirſt, wohltuend dem Blick, aber voll Gift. Findeſt du im Wald dieſes Büſchlein, ſo ſchneide es mir mit Vorſicht in großer Zahl, aber hüte dich. Die Beeren ergeben uns eine prächtige rote Farbe und die Rinde ein blaſentreibendes Pflaſter, für manches gut.“

Sie nahm den Strauch, und er kam in die Kiepe zu den Droſſeln.

Mario ſtaunte immer wieder. Er dachte an die vielerlei Kräuter, die er am Morgen im Schuppen ge-

funden hatte, und ihm war, als müsse der Wald unter Dommelfeis Forschen und Wissen voll unerschöpflichen Reichtums sein.

Sie standen im dichten Moos, eine Gruppe uralter Tannen vor sich, in deren Wipfeln die Krähen lärmten. Als sie unter den Bäumen den braunen Nadelteppich erreicht hatten, sah Dommelfei zu den Kronen empor und fragte:

„Siehst du Nester?"

Mario erkannte nach mühsamem Suchen, hoch in den Spitzen der Bäume die dunklen Reisigballen, und Dommelfei nickte zufrieden.

„Da will ich dir nun, bevor wir die Sümpfe erreichen, eine schöne Kurzweil sagen, wie eine Krähe mit einer anderen zu fangen sei. Sind die Jungen im Sommer flügge und ausgewachsen, so fange du eine, binde ihr die Flügel mit Sorgfalt und lege sie an einen Pflock gebunden auf den Rücken aufs offene Feld, wo die Krähen ihr Wesen haben, und verbirg dich. Bald wird sie jämmerlich schreien, und die Gefährten eilen herbei, ihr zu helfen. Die erste nun, die ihr zunahe kommt, erfaßt sie blindlings mit ihren Krallen und läßt sie nicht mehr los, um alles läßt sie nicht los, auch nicht,

wenn du herzuſpringſt. Da haſt du nun ihrer zwei, du Schändlicher!"

Mario lachte. „Kann man Krähen eſſen?"

„Die Jungen ſind köſtlich von Geſchmack und zart von Fleiſch, beſſer noch als die Eichhörnchen."

„Ißt du Eichhörnchen?"

Dommelfei blieb ſtehen und ſah ihn an, als habe er die törichteſte Frage der Welt geſtellt. Sie ſchüttelte nur den Kopf vor Mitleid über ſolche Unkenntnis und trampelte weiter ins Wegloſe dahin, über Moospolſter und Tannengrund, durchs Gebüſch des Unterholzes, über Wurzeln und geſunkene Baumſtämme dahin, die moderten. Bald ſchien ſie zu rollen, bald hüpfte ſie, es ging ſo glatt und flott und rüſtig von dannen, daß Mario Mühe hatte zu folgen. Er tat es in einer erregenden Miſchung von Grauen und Entzücken. Eichhörnchen aß ſie!

Ein Häher ſtrich ſcheltend über ſie hin, Dommelfei lachte mit ſeiner Vogelſtimme hinter ihm her, genau wie er.

„Da warnt er nun den Wald, ein kluger Burſche," ſagte ſie zärtlich. „Gibſt du ihm Eicheln, ſo lernt er ſprechen, gibſt du ihm aber Nüſſe, ſo ſchweigt er und

verliert alle Luſt, etwas zu ſtudieren. Nur im erſten Jahr ſeines Lebens iſt er ein eifriger Schüler. Räätſch, räätſch!“ machte ſie noch einmal und torkelte weiter, „er baut ſein Neſt nicht hoch, der Blaubunte, du wirſt mir im Sommer eine Eichelkrähe bringen.“

Wieder ſprach ſie vom Sommer und von ihm, dem Mario, der noch bei ihr ſein würde. Der Knabe jubelte, aber lautlos, tief innerlich, das war, als flackerte ein ſüßes Feuer in der Bruſt.

„Ich werde dir alles bringen, was du willſt, Dommelfei, ich werde es lernen, glaube es mir! Ich freue mich!“

„Wir werden ſehen. Nun achte gut auf Dommelfei und zeig, daß du Geſchick haſt.“

Sie waren ſchon vor einer Weile in ſumpfiges Gebiet geraten, Weiden und Erlen reckten die jungbegrünten Zweige, nicht hoch, in den Himmel, der ſich bezogen hatte. Eine große Wolke ſtand im ſüdweſtlichen Himmelsgebiet. Der Boden gluckſte und gab hier und da nach, dann kam hohes vorjähriges Schilf, gelb und dürr, die langen Halme mit den Wedeln an der Spitze miſchten ſich braun und tot in das zarte Frühlingsblattwerk der Büſche. Es kniſterte erregend, wenn man die

Wildnis durchdrang. Vor ihnen im Unbekannten ertönten gurrende und quärkende Laute, dann ein leises Klatschen, dem ein zarter hallender Trommelwirbel folgte, kurz und knarrend. Ein großer Vogel brach dicht vor ihnen auf und flüchtete mit wildem Flügelschlagen hart am Boden durch die Schilfwände. Der Moderduft von Sumpf und Morast nahm zu, Dommelfei ging langsamer.

Als die Schilfwände sich öffneten, sah Mario ein weites Sumpfgelände vor sich. Stille Wassertümpel, die den Himmel spiegelten, wechselten mit dicht und niedrig bewachsenen Inselchen und Hügeln, nur hier und da sah man noch Weiden, auch morsche Stümpfe, seltsam geformt, wie menschliche Gestalten, uralt und verkrüppelt. Das Wasser, das in den Löchern zusammenlief, die die Füße zurückließen, war schwarz, die Gräser dünn und scharf. Es war warm und heimlich umher, es gärte und brodelte von Frühlingsdämpfen und Erdbrüchen.

Mario mußte seine Schuhe und Strümpfe ausziehen, sie verschwanden in der Kiepe, nichts blieb zurück. Er krempelte seine Hosen so hoch auf, als es anging, und sah Dommelfei abwartend an. Es schien der

Alten wohl zu gefallen, daß das Kind wenig fragte und zu allem fröhlich bereit war. Sie lächelte ihn gut und grimmig zugleich an, das konnte nur sie.

Eins der Bretter, von einem Hügel zum anderen gelegt, diente ihnen einstweilen als Sitz, das andere schützte die Füße vor Nässe.

„Kivit, kivit," klang es laut in großer Nähe.

„Das ist der Kiebitz, da sagt er nun, hier bin ich, und seine Eier, die holen wir. Nimm ein Brett und dann das zweite und lege sie vor dich, immer eins vor das andere, in den Sumpf und achte mir wohl darauf, daß sie von Hügel zu Hügel spannen, die Inselchen sind fest und geben nicht nach. Dann laß deine Augen gut von rechts nach links wandern, überall mag ein Nest sein und nirgend. Der Vogel baut es auf trockene Plätzchen, unverhüllt. Doch liebt er auch die Vertiefung im Schoß des Binsenstrauchs oder die Hügel des Maulwurfs auf trockenerem Land. Grüngelb wie der Grund sind die Eier, braun und schwarzblau gefleckt wie das welke Gekräut und die Farbe des Wassers. Immer ein Brett vor das andere, da kommst du weit hinaus. Doch warte noch, so wirst du die Vögel erblicken."

Sie saßen lange ruhig, oh, Dommelfei hatte viel

Geduld. Es gefiel Mario, obgleich die Ungeduld ihn plagte, es gefiel ihm, weil es hier nicht Zeit noch Pflichten gab, die störten oder riefen, nur für die Vogeleier waren sie nun beide in der Welt, wie schön das war. Wie Dommelfei es bestimmte, so würde es gehen. Er hätte am liebsten ihre Hand genommen, aber ihm war dann, als wüßte sie alles auch ohnedies.

Nun sah er die Kiebitze fliegen. Sie schauten wie Tauben aus, jedoch mit breiten, weichen Flügeln, flogen ruckweise und kreisten; es erschien manchmal, als schaukelten sie in der Luft, und ihr Gefieder blitzte schwarz und weiß. Er erkannte den kleinen dünnen Federschopf, der ihnen wie ein Haubenband nach hinten flog, die schwarze Farbe des Halses brach plötzlich an der Brust ab, gegen den weißen Bauch, als seien sie halb in Tinte gesteckt worden. Wenn sie sich am Boden niederließen, so wippten sie noch ein Weilchen auf den roten Beinen.

Sie flogen in großer Zahl über dem Sumpf, bis weit hinüber, wo drüben die blaue Mauer des Waldes die Landschaft beschloß, weit und still lag die Ferne im Geheimnis. Vielleicht, daß ein Fluß dieses Gebiet durchfloß oder ein See sich ausbreitete. Sehr fern, auf

einer Waldhöhe, lag Sonnenschein, in einem breiten, goldenen Lichtfächer sank er ins Land.

Als Mario nun aufbrach, umkreisten ihn die Vögel mit Geschrei, aber er gewahrte bald, daß sie zu scheu waren, um ihm gefährlich zu werden. Als er wirklich das erste Nest fand, zitterte er vor Erregung. Da lagen die dunkelfarbigen Eier im trockenen Schilfgewirr, ganz deutlich und doch rätselhaft unwahrscheinlich. Es ergriff ihn ein Rausch von Sammelgier und Beuteluſt. Dommelfei rief ihm zu, er solle stets ein Ei im Nest zurücklassen. Gewöhnlich waren es drei oder vier, niemals mehr. Er solle keines von denen mit der Hand berühren, die er zurückließ.

Als er die ersten brachte, wog sie sie vergnügt in der großen Hand, roch daran und prüfte sie genau. Was war wohl an einem ungeöffneten Ei zu riechen? Zwei warf sie fort.

„Ich brauche die Bretter nicht," rief Mario, aber die Alte bestand darauf. „Du mußt noch weiter hinaus, nimm die Kiepe und geh mit guter Weile vor, sie fliegen nicht davon, die Eierchen."

Nach einer Stunde hatte Mario mehr als drei Dutzend Kiebitzeier gefunden. Es waren auch andere

darunter, die kleinen schmutzig-grünen Eier der Rohrdommel und die gelben, rotbraun gesprenkelten des Wasserhuhns. Die Alte verstaute alles aufs beste in der Kiepe zwischen Moos und dürrem Gras, kein Ei stieß das andere, wie kleine Schätze ruhten sie wohl verwahrt.

Als die beiden wieder trockenen Boden und den Wald erreicht hatten, machte Dommelfei unter einem großen Baum ein Feuer, an dem Mario seine Füße trocknete und die Hosenränder, schwarz vom Moorgrund. Wie Negerbeinchen kam es aus den nassen Hülsen hervor; er lachte fröhlich und säuberte sich mit Blättern und Moos. Die Alte holte Brot und Milch hervor, und sie stärkten sich nach ihrem glorreichen Beutezug. Ja, das war nun etwas anderes gewesen als Ostereiersuchen, Mario war stolz wie ein Löwenjäger und berichtete wieder und wieder, was ihm gelungen war. Dommelfei ließ ihn reden, ohne zu antworten; da hielt er bald inne und begriff, daß man vielleicht im Wald schweigsam sein müsse. Wie hatte Dommelfei vorhin gesagt: „Wenn du Leimruten für Vögel schneidest, so darfst du dabei nicht reden." Er dachte nicht mehr an die Ruten und den Leim, sondern

an das Schweigen und verstand es plötzlich wie ein sanft gelichtetes Geheimnis.

Nun wurden die Bretter im Gebüsch versteckt und mit Laub zugedeckt. Dann löschte Dommelfei das Feuer mit Sorgfalt, nicht ein Fünkchen durfte noch glühen. „Nun führ du mich zurück," sagte sie und sah den Knaben an. Nur zwei- oder dreimal mußte die Alte auf dem Heimweg helfen. Mario wußte, daß sie fast geradewegs nach Süden gegangen waren, ein wenig westlich, und achtete darauf, daß sie die untergehende Sonne zur Linken hatten.

„Warst du früher oft im Wald?" fragte Dommelfei.

Da erzählte ihr Mario von seinem Vater und endlich auch von seiner Mutter. Als die Hauswände der Hütte zwischen den Bäumen auftauchten, war es schon dämmrig, den Knaben überkam ein heißes Glücksgefühl von Geborgenheit und Heimat.

Am Abend, nach dem Essen, zu dem es Kiebitzeier und Kressensalat, Brot, Milch und Haselnüsse gab, lag Mario bald auf seinem Laublager, und Dommelfei zündete eine Unschlittkerze an. Sie selbst hatte, seit er da war, ihr Nachtlager im Bettschrank der Küche hergerichtet.

Im knarrenden Spind gab es geheime Nischen, Schubladen, Borde und Fächer. Sie öffnete eines, entnahm ihm eine kurze Pfeife und einen Kasten mit Tabak. Tiefer im Dunkeln noch, hinter Zinnkannen und Geschirr verbarg sich eine beträchtliche Flasche, dick und schwer, auch sie mußte heraus. Sie fügte sich, als sei sie es gewohnt, und fand einen bequemen Platz auf dem Tisch zwischen Brille, Unschlittkerze und einem dicken Buch in Schweinsleder. Da stand sie nun und wartete.

Dommelfei reinigte die Pfeife mit Sorgfalt, hierfür gab es Federn, bunte und weiße, kleine und große. Die runden Finger wühlten im Tabak, erforschten seine Trockenheit, die Nase half. Dann mußte in den Pfeifenkopf, was irgend hineinging, der gute Daumen wütete. Nun steckte sie die Pfeife an der Kerzenflamme in Brand, sog tief und andächtig den Rauch, soviel sie fassen konnte, und blies ihn hörbar aus, im Sessel zurückgelehnt.

Mario war wieder beruhigt; für eine Weile hatte ihn Entsetzen befallen, als der große Kopf mit Haarmähne, Pfeife und Rauch im roten Schein der eingesaugten und aufschlagenden Kerzenflamme verschwand

und wieder auftauchte. Es sah teuflisch aus. Jetzt war es friedlich, dies ungewohnte Abendbild.

„Am Sonnenrand des Gartens, bei den Bienen in der Glut, im Dünger des Hühnermistes blüht und blättert der köstliche Tabak mir reichlich, dies gotterdachte Labsal für das eigenzänkische Gemüt. Wie er zu bereiten sei, bis zum zarten Arom, mit Lauge und rechtem Dörren, das glaub' ich zu wissen."

Mario bejahte, was er erfuhr. Es stank fürchterlich.

Dommelfei griff zärtlich zur großen Flasche, hielt sie mit beiden Händen vor sich empor, wie man ein Wickelkind hält, prüfte Klarheit und Fülle des Inhalts und schenkte dann vorsichtig ein Gläschen ein.

„Ein teurer Saft," erklärte sie und sah Mario an, den Finger erhoben. „Er brennt die Schimmelflecken des Alters aus dem Gehäuse der Seele, die steigt alsbald kinderfröhlich in die unnennbaren Tage und endlich ins friedliche Schlafland mit Dommelfei. Schlaf, Mario, du Waise, morgen mußt du von dannen."

Sie kippte den Sommergeist des Wacholder in den großen Rachen, klappte ihn innig zu, lächelte fromm

und blinzelte in das rote aufsteigende Kerzenfähnchen, das auch ein wenig rauchte.

Wahrlich, auf herrliche Art verbrachte Dommelfei ihr Leben im Wald. Mario, der wußte, daß sie ihn nicht würde ziehen lassen, schlief glücklich ein.

## Fünftes Kapitel

# Der Rabe

„Dies ist eine Ringelnatter," sagte Dommelfei, als Mario ein herrliches Exemplar brachte. Er hielt es unterhalb des Kopfes bei den gelben Halbmonden am Hals mit dem Daumen fest, und der schwarzgraue Körper, gelb geschuppt am Bauch, ringelte sich um seinen braun gewordenen Arm.

„Ein guter Braten," sagte Dommelfei.

„Aber, Dommelfei, du wirst doch nicht ..."

Jedoch die Alte hatte das Tier schon ergriffen und ihm den Kopf an der Herdkante zerschlagen. Sie zog die Schlange durch die Hände wie eine Perlenschnur und schmunzelte heftig. Dann kam sie in einen Topf.

„Da warte du nur! Die Lippen wirst du dir lecken. Lang wie das Natterchen wird dir die Zunge werden. Gott segne Wald und Flur."

Da war nichts zu machen. Mario trollte sich. Balthasar, der Igel, ließ sich unter dem Bienenstock finden,

er wollte ins Dunkel zurück und wahrscheinlich schlafen, aber Mario gefiel es, sich mit ihm zu unterhalten. Gutmütig widerstrebend ließ sich Balthasar ein, der Mario jetzt als Hausgefährten anerkannte und auf seine Art duldete, ein wenig verdrossen und etwas eifersüchtig, das war deutlich, und hin und wieder noch zweifelnd. Er schaute, vorläufig nur mit dem einen Auge, unter dem Stachelberg hervor, gab dann auch das andere frei, obgleich es Tag war, und bekam einen Hals und Beine. Gab es etwas Freundlicheres in der Welt als Balthasar?

Streicheln ließ sich ein Igel nicht, man mußte sacht mit den Fingern seitlich unter sein Stacheldach greifen und ihn krauen, wo er zart und nachgiebig war. Dabei geschah es für gewöhnlich, daß seine Stacheln sich wieder über die Stirn zogen, so daß die Nase nach innen abrückte, Balthasar liebte es nicht, ausgesetzt und unbewehrt aufzutreten, wenn es hell war.

Mario warf sich ins Gras. Die Bienen, die ihn kannten, zogen unbeteiligt und sonnenselig über den beiden aus und ein und verkündeten mit ihrem Summen die Herrlichkeit der herannahenden Zeit. Der Bienenstand war ganz eingeblüht von Stauden und

Kräutern, die Königskerzen eilten schon in saftigem Auftrieb den Himmelsweg zu ihrer Blüte empor, und der hellviolette Baldrian, der von Libellen mit blauen dünnen Leibern besucht wurde, entfaltete seine gefiederte Gestalt. Es gab hier Eisenhut und Tausendgüldenkraut, Nieswurz und rankenden Klee, Pflanzen, die Dommelfei säte, anbaute und pflegte, deren Wurzeln, Blüten oder Säfte sie brauchte.

„Du bist schlanker geworden, Balthasar, ich werde dir ein Ei holen, das du trinken darfst, wenn du es selber öffnest und versprichst, daß kein Tröpfchen verloren geht."

Da brauchte der Igel nun freilich kein Gelübde abzulegen; er verstand es ohne weiteres, ein Ei zu trinken, ohne das geringste dabei zu verschütten; er hielt es wie einen Becher, und die Zunge paßte auf. Mario hob den Igel ein wenig, da ertasteten seine Finger am Bauch des Tiers, unterhalb der weißen Brust, eine zarte, warme Schwellung.

„Du bist krank, Balthasar!"

Mario war wirklich erschrocken. Das Tier trachtete in den Hintergrund des Bienenhauses zurück, das eigentlich nur eine grobe, alte Holzkiste war, angefüllt

mit Spänen, Laub und Heu, darin im Winter der Bienenkorb verstaut wurde; jetzt stand er oben auf der Kiste. Der Igel drängte mit bemerkenswerter Beharrlichkeit in den Hintergrund zurück und zeigte eine ungewöhnliche Unruhe, so daß der Knabe ihm nachgab, aber er folgte ihm unter das niedrige Holzdach in den dämmerigen Winkel.

Da kam es ihnen entgegen, zwei, drei kleine Tierchen, so groß wie Feldmäuse. Im tiefsten Grund, im Halbdunkel, lag noch ein Päckchen solcher Geschöpfe, rosa, wie Schweinchen, fertige kleine Igel, mit einer noch weichen, weißlich-grauen Stacheldecke, als ginge eine sonderbare Saat auf ihren zarten Rücken auf.

Marios freudiges Erstaunen wurde durch starke Einwände bedrängt:

„Balthasar, das kannst du nicht! Balthasar, du warst bisher ein Mann."

Er mußte seine Gedanken ordnen, dies kam gar zu überraschend. Dommelfei wurde herbeigebrüllt, so daß das Echo aus dem Waldtal antwortete.

„Das kann er freilich," sagte Dommelfei, „er ist eine Dame."

Mario war verwirrt und erschrocken, aber nur

nebenhin, die Tierchen entzückten ihn über die Maßen. Balthasar fauchte sanft, ließ aber zu, daß der Knabe eines seiner Kinder ergriff und es Dommelfei nahe hielt.

„Und der Vater? Wo ist der Vater?"

„Oh, du Waise ohne Takt," grollte Dommelfei, „wer fragt so stürmisch? Da wird er sich im Wald verborgen halten, erschrocken wird er sein wie du. So zähle nun den großen Segen."

„Sechs," stellte Mario fest.

„Da zeigt er sich nimmer, der Vater," sagte Dommelfei und grinste so aufrichtig, daß Mario war, als müsse ihre braune Haut an den Wangen knistern. Aber Freude hatte sie doch an diesem Zuwachs.

„Eine ganze Herde hat er geworfen, der mütterliche," meckerte sie und trollte sich.

Mario aber wurde über Schreck und Scherz fort nun langsam in Schau und Sinnen mit Balthasars Bodenwelt vertraut. Er begleitete das Tier in der Abenddämmerung, wenn es seine Jungen umherführte, der plumpe Stachelberg war eine sorgsame, kluge Mutter. Zu Anfang säugte er die Kleinen noch, aber bald liefen sie ihm in den Wald, ins Gebüsch und auf die nasse Wiese nach, und er zeigte ihnen, wie es um

ihre Nahrung und ihre Lebenszukunft ſtand. Sie erlebten den Wurm und die Schnecke, den Käfer und endlich die Maus. Da lag nun eines Abends die erſte Feldmaus zwiſchen ihnen, kaum kleiner als ſie ſelbſt, und das Muttertier verteilte den blutigen Raub. Aus Pflanzendämmerung, Tau und Erdgeruch, aus ſchleimigem Gekreuch und leiſe krachenden Schalen der Kerbtiere ging ihnen ihr Lebenslichtlein im Gras und tief unter Blumendickichten und Neſſelwäldern auf.

Mario begriff, wie ein Igel lebte, und nahm teil daran, all ſein heißer Kinderhang zu ſchauen, zu lernen und zu erfahren wandte ſich den Stummen, Weſensfremden zu, die ihn umgaben, und da nichts ihn an ſeiner Hingabe hinderte, brachen die Wohltat des Verſtehens und eine ſcheue Liebe ihm als ein ſchwaches erſtes Licht entgegen.

Trik, Dommelfeis alter Rabe, der für gewöhnlich am Eingang des Holzſchuppens, der Küchentür gegenüber, auf einer Stange hockte, hielt ſich jetzt zuweilen in der Nähe des Bienenſtocks auf, denn er nahm am Zuwachs der Igelfamilie teil. Jedoch er tat es aus der Entfernung in einer wehmütigen Höflichkeit, die ſeine Wünſche zurückdrängte. Es lag daran, daß er alters-

ſchwach und daſeinsmüde dahinlebte und unter Dommelfeis Erziehung ſeine urſprünglichen Gewohnheiten und Gelüſte eingedämmt hatte. Das verhinderte ein Unglück, auch war Balthaſar völlig verändert, ſobald ſich Trik zeigte; niemand hätte gewagt, gegen ſeine Abwehrhaltung vorzugehen.

Dommelfei und Trik verſtanden ſich; ſie beſaß ihn ſchon länger als zehn Jahre, und er war nicht mehr jung geweſen, als er zu ihr überſiedelte und ſich in ihre Obhut begab. Sie hatte ihn, als er verwundet, mit gebrochenem Flügel, aus dem Kampf mit einem Feinde hervorging, im Wald gefunden und ſich ſeiner angenommen. Er blieb und liebte ſie.

Sein tiefſchwarzes Gefieder, die großen Flügel, die, ruhig auf den Rücken gelegt, faſt bis zur Schwanzſpitze reichten, ſchillerten in der Sonne ſtahlgrün, und der leicht gewölbte bläulich-ſchwarze Oberſchnabel hing mit einer kleinen, zahnartigen Spitze über den Unterſchnabel. Sein Schritt war groß, gehalten und wichtig, er hüpfte ſelten und verließ den Schuppen nur noch hin und wieder zu kleinen Rundgängen um das Haus, als ſähe er nach dem Rechten. Ob ihn jemand mit einer Krähe verwechſelte? Den möchte ich ſehen!

Dommelfei behandelte Trik mit Ehrfurcht, das fand Mario zu Anfang übertrieben, aber später verstand er es beſſer, nicht, weil er ſich daran gewöhnt hatte, ſondern weil der große ſchwarze Vogel bald auch ihm Achtung abnötigte. Er nahm ſeine Nahrung nur von Dommelfei, nahm ſie ohne Eifer oder Gier, ließ die Küken an ſich vorüberziehen, ohne ſie anders als mit ſeiner ruhigen, doppelfarbigen Iris zu verfolgen, die, weißgrau am Rande, in ein Braungrau von tiefer Stille überging. Er vertrieb die Raben und Krähen, die dem Federvieh nachſtellten, das Dommelfei in ihrer kleinen Waldſiedelung züchtete. Er bemerkte ihr Herannahen eher als die Menſchen und erſchien im Hof. Sein melancholiſcher heiſerer Warnruf erſcholl, und die Räuber ließen von dieſem Gehege ab und kamen nicht wieder. Er konnte die Seiten des alten Buchs umwenden, das Dommelfei beſaß; ſie rief ihn zuweilen abends, er kam und tat es, geduldig und gehalten, als wüßte er, was er vollbrachte und weshalb. Er bekam nichts dafür, dies war eine Ehrenſache.

Mario fragte, warum Trik im Buch blättern müſſe, aber Dommelfei antwortete nicht.

Der Rabe überſah den Knaben zu Anfang völlig,

Mario war für ihn nicht da. Das Streicheln verbat er sich durch einen erstaunlich starken einmaligen Schnabelhieb, Liebkosungen, Geschwätz und Näschereien verachtete er; er rückte beiseite und zog den Kopf zwischen die Rundungen der Flügeldecken, die wie hagere Schultern emporstiegen.

Trik wurde Marios erster Lehrmeister; er lehrte ihn, daß ein Tier nicht weniger als ein Mensch ist, sondern anders. Das geschah in so tiefem Schweigen, daß darin sonderbare und wunderbare Stimmen aus Urzeiten erwachten, ungehörte Klagen ohne Schmerz, eine Mahnung, geduldige Einsamkeit und tierische Würde. Mario gewann Trik lieb wie seinen Vater. Dommelfei sprach nur einmal ein kurzes Wort über ihn, nicht über ihn, nein, es war vielmehr an ihn selbst gerichtet, an den alten Raben. Sie hielt ihm die Hand hin, daran er seinen Schnabel rieb, und sagte: „Du wilder, heiliger Vogel, du mein Nachtlied, du Gottesbote."

Das war höchst sonderbar; aber man mußte bei Dommelfei nicht immer auf die Worte selbst achten, die sprach die Alte so dahin, wie Leute zuweilen Lieder ohne Worte summen, sondern man mußte achthaben

auf ihr Empfinden, ihre innerliche Haltung, ihr heimliches Vermeinen, das sie zu spärlicher Rede antrieb. Eigentlich war es hier im Wald überall so. Mario erfühlte und erahnte zum erstenmal die Sprache der Seele, die keine Worte hat, er vernahm sie für Augenblicke deutlicher als Worte, die alte, heilige, vergessene. Der schwarze Vogel saß wie ein Wächter an dem unsichtbaren Tor. Ja, Mario liebte ihn.

Einmal, viel später, erging es ihm sonderbar genug, als er Trik betrachtete, der diesmal auf einem dicken Ast des Holunders hockte und sich wärmte. Ihm kam in den Sinn, daß der Rabe in alten Märchen lebte; hier sprach er weise Worte, dort wurden die Brüder einer Königstochter in Raben verwandelt und errettеten später ihr Schwesterlein vor dem Feuertod. Auch schauerliche Dinge verbanden sich mit seiner Gestalt, im Abendrot stand ein Galgen, und die Raben hockten still und schwarz auf dem Gebälke. Hier wieder kreisten sie um einen heiligen Berg, in dem ein Kaiser verzaubert schlief.

Es bedrängte sein Gemüt mit Ahnung, Scheu und Gier, und der alte Rabe nahm in seiner Vorstellung feierliche Gestalt an. Was hatte ihn so groß und wich-

tig in die alten Bilder getragen, in Märchen und Sagen? Aber da begriff Mario in einer Wandlung, die ihn wie ein heller Traum befiel, so deutlich, als redete eine Stimme, daß nicht die Märchen und Sagen dem Raben seine Weihe verliehen hatten, sondern der Rabe den Märchen und Sagen. Er fragte das Tier andächtig mit suchenden Blicken, aber es blieb still in der Sonne umher. Der Holunder duftete.

* *
*

Es waren nun schon viele Wochen vergangen, seit Mario bei Dommelfei in der Waldhütte lebte. Die Frühlingssonne hatte seine Haut verbrannt, Wind und Regen und die Stämme der Bäume, der Waldboden und das Bachwasser hatten seine Kleider dahingenommen, aber immer wußte Dommelfei Rat.

Sein neues Gewand aus grobem Leinen, nur ein Hemd, und Lederhosen aus dünnstem Fell, gefiel ihm wohl, ach, kaum noch, daß er daran dachte, so rasch hatte er sich daran gewöhnt. Die zarten Tüchlein und Fetzlein von einst, in denen er davongelaufen war und die er jetzt redlich verachtete, waren von ihm abgesunken wie die Erinnerung an die zurückgelassene Welt. Auch

die Sorge, man möchte ihn ſuchen oder finden, quälte ihn nicht mehr; jetzt war er zu Hauſe im Wald und nicht nur auf Beſuch — mochten ſie kommen und forſchen, weit dehnte ſich die grüne Wildnis, das Moor, das Dickicht, die Sümpfe, und wie hoch und dicht ragten und dunkelten die Bäume!

Seine Jagdausrüſtung, ſoweit ſie leicht und beweglich und ſein Eigentum war, beſtand jetzt aus Pfeil und Bogen und dem Jagdmeſſer in der Lederſcheide, deſſen Klinge, länger als eine Handſpanne, haarſcharf und ſpitz auslief, einem Geſchenk Dommelfeis. Zudem beſaß er ein fünf Meter langes dünnes Seil, das ihm kunſtvoll gebunden am Gürtel hing, das hatte er im Schuppen gefunden. Ein Schlagmeſſer wie ein kleines Beil, das ihm hauptſächlich für leichtere Arbeit im Holz oder Rohr zu Gebote ſtand, gehörte der Alten. Schwerere Jagdgeräte, wie Schlageiſen und Fallen, barg der Schuppen in ſeinen finſteren Winkeln in großer Menge, aus alten Zeiten her.

Er verſah ſich auf ſeinen Streifzügen, je nach dem Ziel und Abſichten ſeiner Fahrten, mit dem einen oder anderen, Pfeil und Bogen jedoch ließ er ſelten zurück; ſie gehörten ihm wie ein Teil ſeiner ſelbſt; er ſpielte und

wirkte damit, als sei er mit ihnen geboren und als seien es Teile seines lebendigen Körpers. Bot sich zur Jagd keine günstige Stunde, so machte er sich ruhende oder bewegliche Ziele, um sich zu üben, und ohne Aufhör arbeitete er an der Vervollkommnung dieser Wehr.

Er schoß seine Pfeile bald so rasch, daß der zweite schon die Luft durchschnitt, bevor der erste das Ziel erreicht hatte. Dommelfei staunte, als er nach wenig Wochen bei einem gemeinsamen Ausflug eine Wildtaube aus der Krone einer hohen Buche schoß, aber sie sagte nichts, auch forderte Mario keine Anerkennung, auch nicht heimlich, denn dies war sein einfaches ernstes Werk geworden und nicht mehr Sport und Spiel wie einst.

Seine Ausflüge in die Waldwildnis dehnte er langsam weiter und weiter aus, kaum noch, daß er sich mehr als den Stand der Sonne oder die Sternbilder merkte. Niemals mehr verirrte er sich, Tag für Tag wurden seine Fahrten länger. Kam ihn wirklich einmal eine Unsicherheit an, so gewährte der höchste Wipfel des größten Baumes, den er fand, einen guten Ausblick; man sah die Hügelkette im Süden jenseits des Flusses. Auch gab es Rinnsale genug, die durch Waldschluch-

ten zum Bach trachteten, der Bach, welch ein Führer war das! Wechselnd nur in seiner Wasserfülle und im Reichtum seiner Laute und Stimmen, aber in Bahn und Gestalt beständig wie ein Wegweiser. Bald brachte er Dommelfei vieles, das sie mit heimlichem Schmunzeln nahm: Kaninchen und Feldhühner, Wildtauben und Bachforellen, Eichhörnchen und Wildenten.

Er merkte bald, daß er in Wald und Flur, überall im Lichtbereich von Sonne, Wind und Erde, von Tagesglut und Nachtfrieden nichts Sinnvolles zustande brachte, nichts Beglückendes und Vernünftiges erreichte, wenn er sich nicht mit Geduld wappnete. Ja, Geduld, das war es vor allem, was der Wald forderte. Ging er hastig, ungebärdig, habgierig oder vorschnell zu Werke, wie es ihm zu Anfang noch oft geschah, so verschloß sich diese Welt vor ihm, als ob sie trotzte oder leblos verharrte. Die Blumen, Pflanzen und Bäume standen wie entseelt in einem fremden, verschlossenen Bereich, das Geheimnis lastete und lockte nicht mehr, die Tiere waren fremd oder blieben in einer leeren, quälenden Feindschaft Sieger über ihn.

Immer half Dommelfei auf ihre schweigsame Art,

die keine Worte um ihr Tun machte. Er verstand sie heute schon gut, denn er hatte keinen Menschen als sie, und nichts lenkte das Herz auf andere als seine eigenen Wege. Er begriff, daß sie zugleich grausam und zärtlich war, geheimnisvoll und offen wie der Wald und seine Geschöpfe, Tiere und Pflanzen, Wind, Nacht oder Licht. Sie war zudem eine große Zauberin, so erschien es ihm zu Anfang und sicherlich anderen auch, Wunder vollbrachte sie.

Zuweilen kamen Leute zu ihr, oft von weither, immer verbarg und hütete sie ihn sorgfältig und ängstlich; niemand sollte ihn sehen, niemand von seinem Dasein wissen. Die Leute brachten ihr Nahrungsmittel oder Stoffe, Leinen und Tuch, die sie selbst gewebt oder erworben hatten; sie trugen geräuchertes Fleisch, Mehl, Speck oder Eier herzu, just was sie zu geben vermochten. Dafür erhielten sie Kräuter, Salbe oder Medizin für sich, ihre Angehörigen oder ihre Tiere. Stets zeigten sie sich voller Respekt, scheu oder ehrfürchtig, manche gaben ihr auch Geld, oft nur für einen Rat oder für einen Spruch.

Dommelfei verließ die Hütte und den Wald nur selten für längere Zeit. Es begab sich wohl, daß sie vor

Sonnenaufgang mit hochbeladener Kiepe, gerüstet wie ein Wanderbursch' mit Stock und Stiefeln, unter dem großen Hut, aufbrach und erst um Mitternacht heimkehrte. Sie trug ihre Kräuter in die nächste Ortschaft, von der aus ein Bauer sie in die Apotheke des Städtchens beförderte. Eine hohe Kiepe voller Gifte und Wohltaten, in den tiefen Moor- und Sonnengründen der Wildnis gebraut und gebildet, schleppte sie davon, eine ganze Ladung alter Geheimnisse.

Sechstes Kapitel

## Das Reh

Dommelfei ließ ihren Knaben laufen, wohin es ihn trieb, und nahm ihn mit sich, so oft er wollte. Niemals kam ein Verbot über ihre Lippen, niemals eine Mahnung, kaum eine Warnung, es sei denn, daß er sie fragte. Niemals sagte sie: Mario, tu dies, Mario, tu das. Sie nahm seine Hilfe in ihren Dingen an, aber sie trieb ihn nicht dazu. Brachte er ihr Federbälge, Pflanzen, Pilze, Eier, Holz oder Beeren, so nahm sie sie ohne ein Wort des Danks hin; sie betrachteten und prüften sie miteinander, dann war es gut. Brachte er ihr tagelang nichts, weil seine eigenen Dinge ihn beschäftigten, so vermißte sie nichts, auch so war es gut.

Bat er sie um Hilfe, so half sie ihm, tat er sich durch Ungeschick Schaden oder mißlang ihm ein Unterfangen, so spottete und höhnte sie wohl zuweilen, das war so ihre Art, aber sie schalt ihn nicht. Immer war Zeit, niemand teilte sie ein als fröhliches Tun oder

Ruhn, Wachen, Wirken oder Schlafen nach freiem Entschluß. Der Tag und die Nacht waren weder durch Pflichten noch durch Gewohnheiten voneinander getrennt, sein Jagen, Spielen oder seine Ausflüge in die unermeßbare Waldwildnis, im Sonnenschein begonnen, endeten oft beim Sternglanz in tiefer Nacht. Wie schön das war! „Gut," sagte Dommelfei, „da bringst du eine Forelle." Sie sah nicht nach der Uhr. Es gab überhaupt keine Uhr in der Waldhütte.

Wieviel Zeit war vergangen, seit er bei Dommelfei in der Waldhütte war? Die Heckenrosen am Waldrand und in den Lichtungen waren verblüht, die Ranunkeln hoben ihr gelbes Blumengesicht aus dem Sumpfteppich der Bachniederungen, und die Vögel sangen nur noch selten und wenig Arten. In den Nestern piepte es, die Königskerzen blühten schon an heißen Hängen. Der Wiesenteppich wogte bunt besternt, und die Nächte waren kurz.

So zogen Marios glückliche Gedanken, als er im Frühsommer eines Tages unter einer Eiche nahe einer schmalen Lichtung im Walde lag, er ließ sie wandern wie Licht und Wolken. Unruhig, stark und wirr dehnte sich das Gehölz und Geäste des großen Baumes in den

grauen Himmel; der Tag war verhangen und still, alles wartete auf Regen und mit allen auch Mario. Er wollte und erhoffte den Regen wie alle umher, die ihn brauchten, um zu trinken und sich zu erfrischen. Ach, über alles herrlich war der Sommerregen, er wußte es erst jetzt.

In den Baumwipfeln wachte ein lauer Wind auf, der rasch an Stärke zunahm; es rieselte durch die Krone seiner Eiche nieder, kleine dürre Zweige, Blätter und welke Blütenreste. Mario hob schnuppernd die Nase, ja, es roch nach Regen, in naher Ferne fiel er sicher schon ins Land. Der Himmel wurde rasch schwarz, die Marder schrien im Dickicht des Tanns in der Schwüle, es gab ein Gewitter.

Die ersten Tropfen fielen, sie schlugen schwer durch die Blätter und mit Ticken auf den Boden. Nein ... das war ein anderes Geräusch, ein leichter zarter Tritt im Laub. Mario lag gegen das Herannahende zu von einem Mooshügel gedeckt; es erhob sich hier ein vermoderter Baumstumpf, von Moosen, Brombeergestrüpp und Farnkräutern überwuchert. Der Knabe wandte sich langsam und suchte mit den Augen, unwillkürlich griff die Hand vorsichtig rückwärts nach

Pfeil und Bogen. Seine Bewegung vollzog ſich anders als in den erſten Wochen ſeines Waldlebens; er wandte den Kopf nicht mehr raſch, aufgeſchreckt und mit einem Ruck wie anfänglich bei einer Aufmunterung, ſondern hob und drehte ihn ſanft und langſam mit einem weichen Schaukeln. Das hatte er von den Zweigen gelernt, die der Wind bewegt, von den Gräſern und Büſchen, deren Atmen und Schwingen kein Weſen ſchreckt und verſcheucht.

Er ſah über die ſchmale Lichtung ein Reh mit zwei Jungen kommen, offenbar ſuchte das Tier im Dickicht Schutz vor dem hereinbrechenden Wetter. Es betrat mit den Kleinen, die ihm nachliefen, den Wald, zwölf Schritte von Mario entfernt, deſſen Witterung es nicht aufnahm, da der Windzug auf den Knaben zuſtrömte, der ſich nicht rührte und zugleich entzückt und entflammt auf das holde Waldſchauſpiel dieſer Wanderung ſtarrte.

Was war es nur, das ihm plötzlich in wilder, grauſamer Zärtlichkeit, aus dunklem Trieb geboren, den Bogen in die Hände zwang? Glühend und heimlich wie ein böſer Gedanke, aber von einer hellen bohrenden Gier angetrieben, faßte es Marios Sinne mit blinder

Gewalt. Nie war er vorsichtiger, nie seliger angespannt in die Haltung des Schützen gesunken, ihm war, als würde er leichter, er beflügelte den Pfeil mit der teuflischen Sehnsucht zu treffen und zu töten; dabei bebte ihm die Brust vor Freude und Glauben an Macht, Kraft und Gelingen. Wie geschah ihm nur alles so lautlos und rasch, er wußte und konnte etwas, von dem er kaum in Erinnerung hatte, es je gelernt und recht erfahren zu haben. Dabei waren seine Hände ruhig, als gehorchten sie nicht ihm, dem Fiebernden. Wer ihn aus einiger Entfernung beobachtet hätte, würde darauf geschworen haben, daß dort ein Waldtier sich regte, in Farbe, Gestalt und Bewegung dem Urgrund verwachsen, in allen Gliedern gleich gestärkt und bewandert, zu kriechen und zu schleichen, sich ohne Geräusch anzuschmiegen und ohne Laut zu atmen.

Sein Pfeil flog und durchschnitt die Lenden des hinteren Rehzickleins; er drang mit einem tickenden Klatschen ein und durchfuhr das zarte Körperchen durch und durch, so daß er wohl zur guten Hälfte an der anderen Seite hervorragte und wie ein gelber Rohrspieß wagerecht steckenblieb. Das Tierchen taumelte ohne einen Laut empor, es bäumte sich und machte zwei,

drei lächerlich hilflose Sprünge auf den Hinterbeinen; darauf sank es ungelenk zur Seite wie ein fortgeworfenes Spielzeug. Die Beine scharrten wagerecht am Boden, es vermochte sich nicht mehr aufzurichten; der Pfeilstumpf ließ nicht zu, daß der Körper sich ins Moos bettete, es sah schmählich und kläglich aus. Aus den hilflos schnappenden Lippen, schmal und zart wie dunkle Seide, brach jetzt ein pfeifendes Piepen, das fast wie Flöten klang.

Schon bei der ersten Regung des kleinen Tiers hatte die Mutter sich umgewandt, einen Augenblick erstarrte das große, schöne Tier, setzte dann wie zu einem wilden Fluchtsprung an, erstarrte wieder und näherte sich nun, bebend vor Angst, mit vorgestrecktem, tief gesenktem Kopf seinem Kind. Es war gleichermaßen von einem furchtbaren Grauen gepackt, das es auf und davon hetzen wollte, und von einem vor Sorge und Liebesangst schmerzenden Willen zu helfen. Drei dumpfe Töne wie ein Bellen erschollen, sie durchdrangen Marios Brust wie Fauststöße, er hockte totenstill wie aus Holz.

Das Mutterreh zitterte so heftig, daß die angespannten Sehnen und Muskeln des schlanken Körpers flogen, die zarten Beine bebten. Es wagte sich witternd

bis zu dem sterbenden Jungen vor, zog den heißen Odem des fließenden Bluts und die fremde Witterung des Menschengeräts ein, des Pfeils, und sprang wild zurück, in einem hohen Satz, als würde es vom Geruch des Bluts der eigenen Art und von der Ruchlosigkeit der unfaßbaren Feindestat emporgeschleudert, die ihr Geborenes umlagerten. Aber die Liebessorge siegte noch einmal über das Entsetzen. Es war herzzerreißend anzuschauen, wie die Dämonen der Todesangst und des Muttertriebs die Seele des scheuen und unbewehrten Waldtiers grausam zerrten und marterten.

Mario schnellte mit einem wilden Aufschrei empor, der ihm ohne seinen Willen, aus der Qual seiner Brust geboren, entfahren war. Dies mußte ein Ende haben! Mit einer weichen, jähen Wendung, mit langen Sätzen entfloh das Reh stumm ins Dickicht, von dem zweiten Jungen war nichts mehr zu erblicken, es mußte sich im Busch versteckt haben, als die Mutter schrie.

Mario wußte, die Alte würde später das überlebende Kind finden, die waren nun gerettet, die Zwei, aber was lag da zuckend vor ihm im Moos?! Hatte er das getan? Das kleine Tier lebte noch, es schien mit einer letzten Kraft, mit sinkendem Tierbewußtsein dem

entweichenden Mutterschatten nachzutrachten, der warmen, schützenden großen Gestalt, die zwischen Licht und Nacht, Lufthauch und Bodenkühle über dem tastenden Erwachen seiner Lebenssinne gewaltet hatte, dieser Gestalt und dunklen Bewegung über sich, der es gefolgt war, die Schutz und Nahrung und gute Gewähr des Daseins bedeutet hatte.

Ein dunkles Flehen stand in den Augen, so hilflos, daß es zu einer großen Macht wurde. Mario stampfte den Boden wild mit den Füßen. Nein, dies hatte er nicht gewußt und nicht gewollt.

Das rotbraune Tierchen mit den weißen Flecken, den harten Pfeil im blutenden Eingeweide, noch warm und lebendig, das vor ihm starb, tat ihm auf nie empfundene Art Gewalt an, ein Gefühl der Beschämung überwältigte ihn bis zu Tränen der Wut. Er wagte sich mit Blick und Handlung nicht in diese Todesnähe, die heilig war, und wußte doch, daß er sein Werk vollenden mußte, dies Werk, das im Dunkeln tief in ihm begonnen hatte und nun mit den Wahrzeichen des Todes ins Licht getreten war.

Er erwachte wie aus einem Fluchbann, als das Tierchen noch einmal einen leise röchelnden Schmer-

zenslaut von sich gab, wie ein schlafendes Kind im Fieber. Nun blutete es auch aus dem Mund. In harter Entschlossenheit löste der Knabe das Messer aus der Schnalle, sein Blick verschleierte sich leicht, ein bitterer Zug senkte ihm die Winkel des Mundes, und in kaltem Aufwand geschwungen, schlug das haarscharfe, spitze Messer in das Genick des Tieres. Nach kurzem Erzittern löste sich der Schmerzenskrampf des zierlichen Körpers. Mario atmete tief auf und erhob sich, denn er hatte sich auf die Knie niedergelassen und wußte erst jetzt, daß seine Linke den Körper, vor dem Schlag des Messers, fest wie eine Kralle umspannt und gehalten hatte, damit die Waffe gut und sicher treffen möchte und gleich das erstemal mit tödlicher Kraft. Er fühlte noch den leisen Pulsschlag des ermatteten Blutes und die Wärme des kleinen Körpers in der Hand.

Da lag sein blutiger Pfeil im Moos. Hatte er ihn denn vorher aus dem Körper gezogen? Ja, jetzt erinnerte er sich, so war es geschehen und so war es wohl recht gewesen, denn der Pfeil bestand aus Rohr und wäre unter dem Anschlag des Messerhiebs zerbrochen. Er trug eine gefeilte Eisenspitze, einen Nagel, der kunstvoll ein-

gelaſſen und mit Kupferdraht umwickelt war, wo das hohle Rohr ihn bis zur Hälfte umſchloß.

Mario gewann ſeine Kraft zurück, als er nun den Tod in ſein volles Recht treten ſah. Der Himmel hatte ſich ſchwarz umzogen, es pfiff in naher Wipfelferne bedrohlich, die hereinbrechenden Windzüge gellten wie Geiſterchöre im höchſten Geäſt. Es wurde abwechſelnd heller und dunkler, und Zweige und Tropfen praſſelten ſchwer durch das Laub nieder. Auf der Waldlichtung im Grünen flackerten die bengaliſchen Feuer der Blitze, es donnerte fern und faſt ununterbrochen, aber noch nicht laut. Der Bach zog gleichmütig und eintönig dahin, noch kaum getrübt.

Der Knabe nahm das getötete Tier, ohne ſich um die Blutſpuren am Boden zu kümmern, die der kommende Regen auslöſchen würde, und drang in das Tannendickicht ein, wo es ſchwarz, wie eine Mauer, im Walddunkel ſtand. Er blickte ſich noch einmal um, bevor die tiefen Zweige lautlos hinter ihm zuſammenſchlugen, auf ſeiner Stirn brannten Angſt und Trotz, jedoch hielt ihn zugleich ein Gefühl von wehem Stolz. Es trieb ihn, ſich zu verbergen, denn die Elemente der Natur und die Stimmen ſeiner Bruſt tobten bedrohlich, und es war

faſt ganz dunkel geworden. Der Regen drang nur langſam in die tiefſten Gründe des Tanns, und es ließ ſich dort raſch ein Zweigdach bauen, das ihn lange vor Näſſe geſchützt hätte. Wenn man abgebrochene Tannenzweige wie Schindeln übereinander legte, ziemlich ſchräg, faſt ſenkrecht, auf weit hinausragende große Zweige, vom Stamm an bis zum Boden, und jedesmal eine Laubſchicht dazwiſchen warf, ſo konnte man ſicher ſein, daß lange Zeit auch nicht ein Tropfen hindurchdrang.

Aber Mario baute das Schutzdach nicht, er fand keine Ruhe, er fand den Aufwand nicht, etwas zu tun, das ihn ſchützen und decken ſollte, das ihm ſelbſt zur Wohltat und zum Genügen gereicht hätte. Ihm war es, als habe er den Wald geſtört, und nun ſtörte der Wald ihn. Mochte ihn der Regen durchnäſſen, die Kälte ſchütteln oder der Blitz vernichten. Wenn er an das Muttertier dachte, ſo kränkte er ſich ſo tief darüber, daß er glaubte, niemals wieder froh werden zu können. Aber es hatte ja noch ein zweites Kind ... am beſten würde es ſein, man badete im Bach, ſeine Hände klebten von Blut.

Er vermied die Stelle ſeiner Jagd, drang quer durch das Dickicht und fand raſch den Bach. Er ziſchte und

donnerte jetzt, und seine Wasserfülle, gelb und schäumend, trat an flachen Stellen weit über die Ufer, fegte die Pflanzen an den Hängen zu Boden und bohrte wütend in den Böschungen. Die unterspülten Wurzeln ließen die Flut wie durch Krallen durch ihr Gewirre springen. Das hallende grüne Blätterdach über dem jagenden Gewässer rauschte wild, eine zugleich gehetzte und gefesselte Blätterherde am aschgrauen Himmel, der lichtlos über allem drohte und Ströme von Wasser auf die Erde sandte.

Mario warf Gürtel, Fellhose und Hemd ins Moos, ballte sie zusammen, das Messer wohlgeborgen in der Mitte, und schob sie in die Wurzelhöhle eines großen Baumes, deckte sie sorgfältig mit Moos zu, das er nicht am Ort selbst, sondern abseits ausriß, und trat braun und nackt mit trotzigem Gesicht an das Bachufer. Dort ergriff er einen derben dürren Ast, brach ihn zu einem Stab von der Länge seines Armes und stieß ihn in den Sand der Böschung, so daß er wie eine kleine Fahnenstange schräg in die Luft ragte. So brauchte er später nicht nach dem Ort zu suchen, an dem seine Kleider versteckt lagen, denn er kannte hier Bach und Wald noch nicht.

Im folgenden Augenblick eines geringen Zögerns fuhr mit hellem knatterndem Krachen ein furchtbarer Blitzschlag in großer Nähe ins Gehölz, er riß Mario die Seele in eine schreckliche Aufgestörtheit von Erregung, Wut und Schrecken, und er sprang blindlings in das brausende Bachbett, in einen tiefen Kessel, der ihn verschlang.

Prustend tauchte er auf, das gelbe Wasser überschlug ihn sofort aufs neue, er war an den Ausflurz des kreisenden Trichters getrieben und die Fluten rissen ihn auf die flachen Sand- und Steingründe, über die sie hier wild und reißend tobten, so daß er hinüberrollte, halb rutschend, halb geschleudert. Er empfand den Schmerz des wehrlosen Körpers auf dem flachen harten Grund kaum, ein heiliger Aufruhr, eine Lebens- und Sterbenslust ohnegleichen peitschten ihn von innen und außen. Er schrie laut in die kochenden Massen, die ihn rissen und stießen. Not und Entzücken wurden ihm eins, das furchtbar lebendige Wasser berauschte ihn bis zu sinnlosem Taumel.

Nun trieb er rücklings durch ein stilleres tieferes Bett, prallte aber gleich darauf an einen Wurzelstock und mußte sich an einem der dicken Wurzelseile festhal-

ten, da er um Luft rang. Jedoch das anstürzende Waſſer warf ſich ſo hoch an ſeiner Schulter empor, daß er losließ, um nicht zu ertrinken. Jetzt kam ein großer Trichter, vor einer jähen Biegung des Bachs, ein tief ausgehöhltes Becken, und Mario mußte ſchwimmen. Nein, für ſo mächtig hatte er die Kraft des Waſſers nicht gehalten, er ſtieß ſich ans Ufer des Keſſels, vom Gegenſtrom der kreiſenden Flut begünſtigt, zog ſich unter der Böſchung empor, nur Schulter und Bruſt ſollten ruhen und der ſchwindelnde Kopf. Über ihm hing der Waldgrund mit herabhängenden Wurzelbärten weit über den Bach, ein großer weißer Stein ſchimmerte in der Erde dieſer Höhle, das Hellſte in der durchtobten Gewitterdämmerung des einſamen tiefen Waldes. Ein dunkles Tier, groß wie eine Katze, löſte ſich lautlos aus der Höhlentiefe, glitt ins Waſſer wie ein Schatten aus blanker Näſſe und tauchte ſofort.

Eine ungekannte, ganz neue zitternde Ergriffenheit erhob ſich in Marios keuchender Bruſt und brach in einem wilden, glücklichen Lachen über ſeine Lippen. Wie ſilbergrüne rauſchende Wände aus Waſſer und Laub umgab ihn hoch die Welt, der Regen rann noch immer in Strömen, aber es blitzte und donnerte nicht mehr.

Farben und Geräusche beruhigten jetzt tief und sonderbar, es war eine Hitze aus der gequälten Welt entflogen und entstiegen, demütig und dankbar nahm die Erde mit ihren Geschöpfen die Wolkenstürze auf, die kühlten. Der heitere wilde Bach, hart zu seinen Füßen in toller Fahrt, wirkte nicht mehr gehetzt wie eben noch, sondern zu seinen Zielen befreit, rasch und glücklich fuhr er mit Lärm dahin.

Als Mario aus seinem Versteck hervorkroch, stand im Abend hinter Waldwiesen eine grellschimmernde Wolkenbank über einer blaugrünen Himmelsbahn von unaussprechlicher Klarheit. Der Wald atmete und tropfte hörbar, die Kehlen der Vögel ließen die erleichterten Seelchen in kurzen Rufen aufklingen, die Bodenpflanzen richteten sich empor. Er fand seine Kleider bald, die nicht durchnäßt waren, und nahm seine Waffen und seine Beute mit Ruhe. —

Dommelfei verbarg ihr Erstaunen nicht, als er heimkam, ja es stand etwas wie Schrecken und Achtung in ihrem Gesicht, als der Knabe das erschossene Reh auf den Tisch warf. Es war schon ein wenig steif geworden und die Beine starrten wie Hölzer, nur das Köpfchen saß noch weich im Nacken und schlenkerte hin und her,

als die Alte es ergriff. Sie schien zwischen einem Wort der Zustimmung oder einem Vorwurf zu schwanken, als sie aber Marios Gesicht sah, schwieg sie, legte das Tier beiseite, nahm ihn mit sich in die Küche und gab ihm heiße Milch zu trinken. Da waren zwei Seelchen verwundet, das sah sie rasch und sprach darüber nicht, wie alle guten Helfer am besten schweigen und handeln, wenn sie erkennen, daß die Geister des Lebens in Bedrängnis geraten sind.

Um Mitternacht fieberte Mario, und es gab für Dommelfei zu tun. Sie vollbrachte ihr Werk der Wohltat und Heilung mit Geschicklichkeit und weiser Kenntnis, seit langem einmal wieder ihrer Künste von Herzen froh. In der Morgendämmerung sprach der Knabe im Fieber mit seiner Mutter und berichtete ihr mit großer Klarheit, was sein Gemüt verstörte. Dommelfei hörte es fromm und ernstlich an und erfuhr, was geschehen war. Sie kämpfte mit guten Mitteln gegen die Gespenster des Fiebers, und als endlich der Schweiß aus dem geplagten Körperchen vor ihr brach, beschwor sie mit heimlicher Kunst einen raschen und tiefen Schlaf, der bis weit in den Tag hinein dauerte. Sie lauschte auf den Atem mit dem feinen hohen Gehör ihrer be-

wanderten Seele, und als die Sonne über dem Dachfirst brannte, lächelte ihr alter großer Mund zuversichtlich, sie hob die Hand, strich sie über Marios Stirn, so daß das langgewordene helle Haar zur Seite mußte, und sagte leise:

„So wach denn nun auf, mein Knäblein."

Mario schlug die Augen auf und sah in Dommelfeis freundliche Züge, aber die seinen verzogen sich unter der aufsteigenden Erinnerung schmerzlich. Er stammelte:

„Das Reh!"

Dommelfei, das hatte sie nie getan, nahm seinen Kopf in ihren Arm und stützte ihn, so daß er sitzen mußte, aber sie sagte nichts.

Erst manchen Tag darauf, als sie gewahrte, daß das Erlebnis Schatten in Marios Gemüt zurückgelassen hatte, zu ruhiger Abendstunde, als er ihr den Flachs für die Spindel zupfte und das Rad klapperte und schnurrte, hielt sie inne und sah ihn an.

„Mario," sagte sie, „die Reue und die Buße, das sind zwei graue Krähen, aber die neue gute Tat, das ist ein junger Adler. Da lasse nun den Adler die Krähen verjagen, du Kleinster im Wald."

## Siebentes Kapitel

### Die Bitte

Mario ſchlief im Wald, er lag im tiefen Traum im Grünen, den Kopf an die Mooſchwellungen eines alten Baumſtumpfs geſtützt. Es war heller Nachmittag, der Schlaf hatte ihn überkommen, er ſank aus den Bewegungen der Blätter dicht über ihm, aus dem goldenen Sonnenſpiel der ſanft ſchwingenden Zweige. Der Waldbodengeruch war ſo ſchwer und ſüß an dieſen ſtillen Orten; man ſah vom Himmel nichts.

Er träumte in ſeiner Blättertiefe, er ſei ein Wacholderſtrauch an der Waldlichtung, und ein Vogel baute ſein Neſt im ſtachligen Gezweig. Es war ihm lieb, daß der Vogel gerade ihn für ſeine Wohnungsſtätte ausgewählt hatte, ja nun war es Wahrheit geworden, der Vogel baute. Zu Anfang war er nur immer forſchend aus- und eingeflogen, ſuchend und prüfend hinauf- und hinabgehüpft. Mario lächelte im

Wind, wie klug doch das kleine Tier die rechte Stelle in seinem Geäst gefunden hatte; die Gabelung der Zweige bildete sich hier wie eine Hand, deren fünf Finger man im Kreis nach oben hält, dorthinein senkte das kleine Tier den heimlichen Bau und verwob ihn kunstvoll, er, Mario, der Baum, vermochte alles zu bieten, Kühle und Schutz, Verborgenheit und den durchleuchteten Schatten im Morgenrot und in der heißen Mittagssonne. Es rann auch kein Wasser in diese Gabelung, das wußte der Vogel, als er sie wählte. Mario brauchte mit keinem Wort, keiner Bewegung sein Wohlwollen darzutun, das Vogelpaar vertraute ihm, huschte ein und aus, schnäbelte und trug Reiser und Federn in sein tiefes Schattenherz, das nun auf beglückende Art belebt wurde. Seine Zweige schwankten kaum, wenn der Vogel ankam.

Auf der Waldwiese standen einzelne Tannen, drunten war der Grund feuchter als hier am Sonnenhang, es floß dort ein kleiner Bach tief in den Kräutern, den er nicht sah, sondern nur hörte. Er gurgelte und plätscherte im Verborgenen wie eine Quelle, offenbar sank das durch ein Hindernis gestaute Wasser in einen kleinen Kessel, der blau im gleichmäßig Grünen den Him-

mel ſpiegeln mochte. Dort trank der Vogel. Blumen gab es nicht viele, die roſenroten Blüten des Tauſendgüldenkrauts erhoben ſich hier und da, auch weiße Sternblumen mit ſo zarten Blütenblättern, als wären ſie aus geädertem Glas, von Licht durchſchienen.

Wenn nachts der Mond über der Waldmauer emporſchwebte, ſchlief der Vogel auf dem Neſt. Alles umher zwiſchen dem Mond und ihm war ſchwarz, nur in unmittelbarer Nähe ſickerte das kalte Licht durch die Maſchen des Geäſtes und beleuchtete weiß und ſtill die Schlafgeſichter. Niemals verließ der Vogel das Neſt des Nachts. Die Eule flog am Waldrand dahin und dicht vorüber, ihre Flügel, die lautlos ſchwangen, ſchickten einen Luftzug in die Baumkammern, er durchdrang ihn durch und durch und ließ einen wohltätigen Schauer der Erwartung zurück. Zuweilen tönten in der Nähe oder Ferne Rufe von Tieren auf, die ihm unbekannt waren und etwas befürchten ließen, man mußte lauſchen und ſonderbar leblos forſchen, ganz benommen. Es war, als riefe die Nacht ſelbſt in dieſen Tönen, alles war damit geſagt, und doch wollte man noch fragen. Ein Verlangen, von dem man immer ſchon gewußt hatte, kam auf, niemand hatte zuvor davon geſprochen,

und alle hatten es doch empfunden. Es ging eine Bitte durch den Traum.

Nun wechselte das Traumgesicht, Mario war nicht mehr der Wacholderbaum, sondern er stand am Küchenfenster und fing Fliegen für seine Spinne, die ihr Netz am Brunnen bewohnte, es war in der Lücke ausgespannt, die ein herausgefallener Stein in der Randmauer zurückgelassen hatte. Die Spinne kannte ihn, weil er ihr regelmäßig Nahrung brachte, sie kam aus ihrer Mörtelhöhle hinter dem Netz hervor, sobald er erschien und sie mit leisen Flötentönen rief. Aber sie kam auch, wenn er still herzutrat und sein Schatten auf das Netz fiel. Sie wartete aufmerksam auf die willkommene Beute, stürzte rasch und wild auf ihr Opfer und schleppte es in die Steinhöhle.

Mario ging mit den Fingerspitzen an der Scheibe der Fliege nach, die nicht zerdrückt werden durfte, weil die Spinne sie nur nahm, wenn sie noch lebte. Da erschien Dommelfei in der Tür und sprach einen Ton, einen sonderbar eindringlichen Ton, der sich wiederholte, und Mario spürte sofort, daß es wieder die Bitte war. Wie mahnend dieser Ton ihn rief, der nicht durch ein Wort verständlich wurde, sondern an seinem Gemüt

zog. Was wollte nur Dommelfei? Jetzt stand sie auf dem Hof, an der anderen Seite vor ihm, und wieder klang der heischende Ton, es war ähnlich, als ergriffe jemand seine Hand und zöge ihn ein Stückchen zur Seite. „Was willst du von mir?" fragte er.

Jetzt verschwand auch die Waldhütte, und der Traumzustand verwehte in einem hereinbrechenden Wachbewußtsein, das wie schwaches Licht über ihn kam, als triebe der Wind die Zweige auseinander, oder als würden die Holzläden der Waldhütte geöffnet. Was ihn vollends aufweckte, war ein eindringlicher Ton über ihm, der sich wiederholte, er schlug die Augen auf und lauschte. War das noch immer der Traum oder war es Wirklichkeit? Er rührte sich nicht, sondern suchte mit seinen Augen, die so jählings und strahlend in ihr volles Leben gerieten, als sei der Schlaf ein Bad für ihren Glanz gewesen.

Er sah einen Waldvogel, den er nicht gleich erkannte, da er ihn nur von unten erblickte. Das Tier saß dicht über ihm auf einem hängenden Ast und ruckte erregt und lebhaft mit dem Körper, ähnlich wie die Bachstelze. Die Flügelspitzen hingen ein wenig nieder wie bei einer Kampf- oder Zornstellung, aber der Ton, der

jetzt wieder zweimal aufklang, war kein Schelten. Es erscholl ein langgezogenes, traurig forschendes Piepen, kein Flötenton, kein Lockruf und keine Warnung, sondern eine heischende Frage.

Jetzt sah Mario, daß es ein Fitissänger, der gelbe Zeisig war, denn der Vogel schwang sich zu einem anderen tieferen Ast hinüber und kam ihm ganz nah. Ja, die Waldvögel, die kannte er nun alle. Es war ein Weibchen, denn die olivgelbe Brust war mit Grau untermischt, das Gefieder zeigte sich weniger lebhaft gefärbt als beim Männchen. Das kleine Tier wippte auf seinem Zweig, sah mit mehrfach gewandtem Kopf auf ihn nieder, und wieder erklang, eindringlicher jetzt und deutlich klagend, der halbgesungene, fast flehende Ton auf ihn hin, so daß er erkannte, daß er gemeint war. Der Vogel wollte etwas von ihm.

Der Knabe rührte sich nicht, er schloß für kurz die Augen und lauschte, als verstünde er das Tier besser, wenn er es nur hörte. Was willst du von mir? Er fragte es ohne Worte, entzündet vom Verlangen des lebhaft bewegten Seelchens über sich. Der Vogel flog ruhlos um ihn herum, bald saß er hier, bald dort, über ihm oder neben ihm im Gezweig und Gebüsch. Die geschlosse-

nen Augen brachten Mario seinen Traum wieder nahe, und nun verstand er, daß es die Bitte war, die er von dem Vogel hörte, die gleiche Bitte, die er im Schlaf vernommen und erlebt hatte, wahrscheinlich war es niemals eine andere gewesen, immer nur diese. Er lauschte noch einmal, beruhigt und andächtig, so hingegeben, als trennte ihn wieder der Schlaf von allem, was die Seele hemmt. Da ahnte er, wie in einer einbrechenden Helligkeit, die ihn ganz erfüllte, um was der Vogel bat, erhob sich vorsichtig und langsam vom Boden und suchte umher.

Er fand im Moos, dicht neben der Stelle, an der sein Kopf geruht hatte, den Eingang des zugewölbten Nestes, festgefügt aus Grashalmen, Insektenpuppen und feinem Fadenzeug. In der Schattendämmerung des Baus erkannte er vier weißliche Eier mit violetten Sprenkeln. Er trat von der Stätte seines Schlafs und Traums zurück und verbarg sich, ohne zuvor das Nest berührt zu haben, aber er behielt es erwartungsvoll im Auge, erschrocken und glücklich. Der Vogel schlüpfte durch die Zweige, und rasch, als fiele er, flog er nieder und verschwand im Mooseingang seines Nestes.

## Achtes Kapitel

# Der See

Es ging ſtarker warmer Weſt und ſang gewaltig. Mario zog ihm entgegen, das war der Tag, an dem er den See entdeckte. Der Wind machte beinahe unvorſichtig, da man ſich nicht wie ſonſt auf ſein Gehör verlaſſen konnte, und der ſorgloſe Aufruhr der Bäume und Büſche übertrug ſich auf das eigene Blut. Es flatterte, ſchrie, raſchelte, ſchwatzte und brauſte umher, vom Boden empor bis zu den Gipfeln, alles reckte und dehnte ſich aufgemuntert und belebt. Die Bodentiere hielten ſich verborgen und die Vögel verſteckt, nur ein Elſternpaar lärmte in einer Ulme und ließ ſich ſchaukeln und zauſen. Mario kam ſo dicht an die Redſeligen und Scheltenden heran, daß ſein Pfeil ſie erreicht hätte, aber er ſenkte den Bogen.

Auf ſeinem Wege erhoben ſich die Ruinen des alten Schloſſes, eigentlich waren ſie das Ziel ſeines Ausflugs für dieſen Tag geweſen; er kannte die Stätte ſchon

lange, sie lag etwa eine Stunde von der Waldhütte entfernt gegen Südwest. Der Wald rückte an das alte Gemäuer heran und breit und wuchtig daran empor, er drohte es ganz zu verschlingen, aber noch ragten die Reste der Steingebilde über die Baumwipfel hinaus. Der Sturm sang in den öden Fensterhöhlen der Südmauer, die sich noch wie ein graues Felsgerippe in den Himmel erhob. Die Dohlen warfen sich um die Schroffen.

Ein verschütteter Weg, der von der Westseite her wie ein Bachbett in die Trümmerwelt emporführte, ließ sich noch erkennen, verwachsen und überwuchert, ganz zerfurcht von den Sturzbächen der Gewitter, die die Einfassungsmauern eingerissen und niedergelegt hatten. Der Ginster reckte seine dunkelgrünen Zweigbesen struppig aus den Ritzen, Efeu kroch still und schläfrig aus den Schattentiefen des ehemaligen Burghofs empor, und in einem zerbrochenen Fensterbogen, mitten darin, grünte ein wilder Kirschbaum.

Die Eidechsen blitzten und raschelten an den windgeschützten Sonnenhängen auf dem heißen bröckelnden Gestein, und das Heidekraut, hoch in Blüte, deckte wie mattglühende Wolkenschatten die zerbröckelnden Ge-

wölbe. Die abgesunkenen Ringmauern wurden vom Wald lautlos gestürmt, er verschlang ihre von Menschenhänden gebildete Gestalt, zermürbte das Gefüge, zerfraß und zerlegte Mörtel und Gestein. Die Farnen beschatteten breit und dicht die Trümmer im feuchten Grund an den jäh abstürzenden Hängen, wie Decken aus grünem Spitzengewebe, und gewaltige Baumriesen brachen tiefer unten durch die Quadern.

Die Ruine wurde von den Dohlen beherrscht. Mario, der die Stätte der alten Zeit und des Verfalls liebte, stöberte nicht umher, sondern legte sich still und wohlgeborgen an den höchsten Platz, den er erreichen konnte, und wartete geduldig auf das Treiben, das sich zeigen sollte. Aber da geschah es ihm, daß der Flug der Dohlen ihn verzauberte.

Er sah von halber Höhe des Turmes aus, der sich über einen Mauerrand hin erklettern ließ, ins Land hinaus nach Süden durch die Baumwipfel hindurch. Er war niemals so hoch über die Waldebene gelangt, und zu Anfang nahm ihn der lichte helle Ort und sein Blickfeld gefangen. Er fühlte sich wie von Wind und Helligkeit getragen und atmete froh. Wie ein hochgewelltes, ruhloses grünes Meer wogte unter ihm, un-

abſehbar weit, der herrliche Teppich des Waldes, von eilenden Wolkenſchatten und dahinfahrenden Sonnenflecken überjagt. Das Geſchrei der Dohlen hier oben enthielt ſo wild und ſonderbar, was ihm das Herz bewegte.

Aber mehr noch ihr Flug. Nun, da er ſtill und mit ſeliger Zeit gewappnet im Ginſtergemäuer ruhte und ſchaute, ſah er über ſich die Flüge und Stürze der ſchwarzen Vögel, die zuweilen ſtahlblau und violett ſchimmerten, wenn die Sonne ihr Gefieder abblinkte, als würfe ſie ihr Licht mit Luſt und Jubel in dies über alle Maßen kühne Himmelstreiben. Zum erſtenmal begriff Mario das Element der Luft, die vom Sturm entflammten Vögel lehrten es ihn verſtehen und im Bild erſchauen.

Das war kein Fliegen mit regelmäßiger Flügelmühe und ſorgſamem Eifer der Schwingen, was die großen Vögel dort oben trieben, das war ein Spiel mit den Windgeiſtern, oh nein, viel mehr als ein Spiel, es war eine Herrſchaft über die Luft, voll nie geſehener Berufung und erhabenen Wiſſens zwiſchen Himmel und Erde. Sie vertrieben einander von den höchſten Zinken und Gipfeln des Gemäuers, immer wie in einem heiteren Gezänke. Die Verjagte ließ ſich los, als ſtürzte

sie ab — ja, sie fiel wirklich — aber da blinkte das Gefieder auf, und jählings riß der Wind sie hoch empor, als sei sie ohne Gewicht, ein wirrer zerzauster Federbüschel in der jagenden Luft. Sie schlug sich nicht empor, sondern überließ sich dem Wind und er trug sie aufwärts, wie Segel stellte sie die Flügel gegen die Strömung.

Die Dohlen überschlugen sich, tauchten hinter die Zinken in den Windschatten, stiegen wieder kerzengerade empor oder torkelten windberauscht im Gebrause. Nein, sie flogen nicht, sie gaben sich dem Wind völlig und wehrlos hin, und wenn er sich ihrer bemächtigte, als seien sie seine verlorenen kraftlosen Opfer, kam eine müheloſe, kleine, kaum sichtbare Wendung des schlanken Körpers, der Steuerfedern, der Schwinge, ja nur eines Flügeleckchens, und sie fuhren davon, wohin es ihnen gefiel und triumphierten über den Sturm, als wäre er ihr genarrter Diener. Sie konnten nicht nur hinabstürzen, sondern auch hinauf, wahrhaftig, das vermochten sie. Es war oft, als schösse sie ein furchtbarer Stoß aus der Tiefe empor und grimmig zurück, aber dann aus der Höhe fielen sie nieder wie Steine, fingen sich unmittelbar vor der Felsecke, als prallten sie

an eine gläserne Wand und landeten leicht und zart, als gäbe es keinen Sturm in der Welt.

Mehr und mehr flog Marios Seele mit, sie wurde ein Licht- und Windwesen wie die Tiere über ihm, er verstand und liebte den unsichtbaren Wind, der ohne Anfang und Ende, ein singender tragender Weltenodem, zwischen Fels und Sonne die Seinen wiegte und sie zu sich erschuf, als würden sie erst in ihm, was ihre sorglosen Kräfte so strahlend machte. Durch die Vögel offenbarte er seine Allmacht und die lichte Freiheit seiner Natur, jedoch zugleich wurden Mario die Vögel durch den Wind vertraut. Ja ihm war, als flöge er selbst und als sei er gleichermaßen in Wind und Vogel vereint; er konnte sich vor Glück nicht bergen.

Nun begannen die Dohlen, als sprächen Erinnerung und Traum, zu ihm zu reden: Einmal, Mario, weißt du es noch, verfolgten wir den Habicht, und der königliche Vogel flüchtete. Es war zur Zeit unserer Brut, als du am Tag zuvor die alten Münzen hier in der Burgruine in unseren Nestern fandest. In wilder Flucht entwich der Mächtige vor unserer Schar, du sahst es mit Schrecken und Verwunderung. Du erblicktest auch, wie er sich jählings hoch in der Luft zum

Kampf, zur Abwehr rüſtete, er ſchlug ſich auf, ſchoß nieder, ſtand für einen Augenblick mit weitgeſpreiztem Gefieder in der Luft, wie ein Wappenbildnis, jedoch Schnabelhieb und Kralle verfehlten uns ſtets, nicht eine von uns traf oder verwundete er. Er iſt ſtärker und furchtbarer als wir, aber unſer Triumph über ihn liegt im Flug, unſer Flug iſt mächtiger als ſeine große Gewalt. Und er wandte ſich erneut zur Flucht, als entſetzte ihn ſein Streit mit den ſchreienden, ſchwarzen, geſpenſtigen Luftſchatten, den unerreichbar gewandten und jähbeſchwingten Vögeln, mit uns, den Dohlen. Wir ſprechen vom Habicht, hörſt du uns, Mario, von ihm, bei deſſen Anblick die kleinen Vögel auf den Äſten vor Entſetzen erſtarren, ſo daß ſie wie gelähmt im Gezweige hocken, als ſeien ſie tot. —

Die Sonne brannte, Mario erhob ſich taumelnd, er brauchte Zeit, um ſich in der Gegenwart zurechtzufinden, und ſeinen blinzelnden Augen, die lange ins Licht geſchaut hatten, erſchien die Umwelt für eine Weile ſchal und farblos. Er ſchickte ſie in die Weite, als habe er erſt nun die Weite gelernt. Ihr Zauber überflutete ihn als ein Schmerz, wie Heimweh ... konnte man denn Heimweh nach der Ferne haben?

Er mußte weiter, es trieb ihn davon nach Weſten, ja, gehen mußte er, wandern mit ſeinen Füßen — ſie kamen ihm ſchwer und träge vor, die ſonſt ſo behenden — oh, ihr ſeligen Dohlen!

Die Gegend, in die er jetzt gelangte, ſtellte neues Gebiet für ihn dar, und es galt umſichtig und klug vorzugehen. Die Wildnis ſchien ihm hier verwachſener noch und unwegſamer als der vertraute Wald, oft galt es, ſich durchs Dickicht zu arbeiten, und er verlor zuweilen die Richtung. Es war ihm kaum recht bewußt, was ihn zog, jedoch ein lichter Gürtel im Gefilde der Ferne, wie ein Tal mit blaſſem Nebellicht darüber, lag ihm von der Burgzinne her im Sinn; es zog ihn an und lockte heimlich und rätſelhaft.

An einem ſonnigen Abhang in einer baumleeren Schlucht fand er eine ſolche Fülle von Himbeeren, daß er ſtaunte. Es tat ihm leid, kein Geſchirr bei ſich zu haben, und daß Dommelfei dieſen Reichtum nicht ſah. Er brach in die duftende Siedelung der Sträucher, die Beeren glühten ſüß und warm, es ging hier kein Wind, die Schmetterlinge taumelten durch die flimmernde Helligkeit, eine Ringelnatter ziſchte ihn an und flüchtete, ein Fuchsfell blinkte auf und erloſch. An den

Stümpfen aus dem Moos brachen Farnkräuter so groß wie Schirme; und an dornigem Gesträuch kletterten mattfarbene Sommerwinden empor, die blühten. Mario ließ Beere auf Beere über die Zunge wandern, er trank sich am süßen heißen Blut der wilden Sommerkinder satt.

Jenseits des sanften Tales stieg das bewaldete Land leicht an, und als er die Höhe erreichte, auf der der Grund trocken wie Zunder knisterte und der Wind ihn wieder ansprang, sah er zwischen den Stämmen, die hier licht und in Abständen voneinander standen, vor sich einen hellblauen Silberstrich, der lebhaft glitzerte. Er mußte sich fassen und begriff nicht sogleich, was er erschaute.

Nun stand er vor einer weiten Wasserfläche, ein großer See dehnte sich hell und blau, vom Wind in frohen Aufruhr versetzt, vor seinen Augen, der Wald wuchs bis dicht an die Flut, Schilfbänke lagen wie grüne bewegte Inseln nahe dem Ufer, fern drüben blauten die Mauern der fremden Wälder, zur Rechten und Linken war kein Ende zu erspähen, wie ein breiter Strom zog sich der See dahin.

Mario jubelte auf vor Glück. Da strahlte eine ganz

neue Welt in blauer Herrlichkeit vor seinen Sinnen auf, eine Welt, die ihm gehörte, ein Reich, das er den Provinzen seines Waldglücks zugesellen konnte wie ein König ein erobertes Gebiet. Er lachte vor Seligkeit, sein Wunsch, sich diesem Sein und Weben, diesem Licht, dieser Weite und Kühle, dem Glanz und der heiteren Lebendigkeit der Flut einzufügen, überwältigte ihn wie ein Rausch. Da war noch keine Minute vergangen, und er war im Wasser.

Es umfing ihn warm und erwies sich als weit hinaus flach. Große Libellen erhoben sich von den Schilfhalmen, hinter denen der See jählings tief wurde, Mario schwamm und tauchte, die Wellen überschlugen ihn, hoben ihn hinauf und hinab, das Schweben und Gleiten der weit und selig gedehnten Glieder füllte das Blut mit Entzücken und ganz neuer Kraft.

Nun lag er am Strand. Wie es umher nach Sonne, Schilf und Uferfäulnis duftete; da verbrannte die Glut, was die Tiefe des Sees ans Ufer spülte, es brandete in lauten frohen Wellen auf den Sand. Hier ließ sich ruhen wie nirgends, der offene Himmel wirkte wie ein Bad aus Licht nach diesem kühlen Treiben in der Flut. Das war ein Schwimmen gewesen! Was bot dagegen

ein Bach, an deſſen Grund und Ufern man ſich ſtieß, und deſſen Keſſel Schüſſeln waren gegen dies Meer von Weite und gläſerner Tiefe.

Er preßte und drückte das Waſſer aus den Haaren, du lieber Gott, wie läſtig doch dieſer Schopf ihm bei ſeiner Arbeit wurde. Dommelfei ſchnitt ihn zuweilen mit ihrer großen Schere ab, nicht kurz, das wollte ſie nicht. Zwei-, dreimal ſchnappte der eiſerne Rachen, dann galt es für gut. Ähnlich ſchnitt ſie auch das Gras mit ihrer Sichel. Die erſten Haarreſte, die ſie fortgeworfen hatte, fand er ſpäter in einem Baumloch in einem Meiſenneſt wieder, ganz blond war das Neſt.

Ja, das mußte anders werden, es ſollte jetzt ein Leben voller Wirken und Arbeit beginnen. Ein Floß aus Baumſtämmen war das erſte, was er bauen wollte, der ganze See mußte erforſcht werden. Dommelfei würde ſicherlich rechtes Angelgerät herbeiſchaffen, die Einmündungen des Fluſſes und der Bäche galt es zu entdecken. Noch zeigte ſich ihm hier nicht, was an Geſchöpfen die Ufer und das Waſſer bevölkerte, wie ſollte ein kluges Lebeweſen ſich zeigen, wenn er hier ſchnaubte, plätſcherte und zappelte wie ein junger Hund? Aber

wie vieles an Getier und Vögeln mußte hier leben und walten.

Das dürre Schilf und Binsen, in weiten Bänken vom Wellengang angeschwemmt und gelagert, knisterten unter seinem nackten Körper, ein Weidenbaum, dessen Wurzeln von der Flut bloßgelegt waren, als stünde er auf vielen dünnen, geschwungenen Beinen, bot spärlich Schutz gegen Sonne und Wind, beide fielen auf die Lider und wirkten miteinander so wohltätig, daß sich die Augen sanft und wie von selber schlossen. Es rauschte noch lange in den weiträumigen Traum hinein.

Als er erwachte, stand der See in Gluten, das Abendrot färbte ihn, es war still geworden, der Sturm hatte sich gelegt. Mario stützte den Kopf an das Geäst, blieb liegen und schaute in das große Licht. Er mußte lange geschlafen haben. Seine Hände ertasteten, wie in eigenen Gedanken, Pfeil und Bogen, die neben ihm lagen, Brot hatte er nur wenig bei sich, das Feuerzeug fand sich, so konnte man sich auf die Nacht einrichten. Er wollte den See nicht verlassen.

Aus dem Schilf und von der Wasserebene her röhrte und gurgelte es, ein knarrendes Locken mischte sich ein, in weiterer Uferferne trommelten die Frösche. Ihr

abendlicher Sang war der einzig vertraute Laut von allem, was er vernahm, außer den Grillenstimmen, die wie toll und überselig in den hereinbrechenden Abend schrieen. Ihr heller gellender Eifer machte die Stille der umgebenden Natur feierlich und groß. Eine Tauchente mit ihren Jungen ruderte im Schilf heran, die Kleinen folgten der Mutter übereifrig und blind geschäftig nach, sie verstanden noch nicht recht, was sie taten. Im alten Schilfgestänge kletterten die jungen Rohrdommeln, sonderbar mit den langen Füßen greifend, auf und ab; mit dem Schnabel das Schilf abtastend, suchten sie nach Nahrung.

Mario rührte sich nicht, er wußte, daß die Natur sich nur erschloß, wenn man zu warten verstand. Immer war ein Ort zuerst, wenn man anlangte, wie erstorben, verharrte man aber in Geduld, so belebte er sich wunderbar reich und mannigfaltig. Jetzt wußte er, weshalb die Wälder früher für ihn so leer an Tieren gewesen waren.

Er dachte an das geplante Floß. Ein dicker Baumstamm mußte genügen, zersägt auf vier oder fünf Teile, die nicht viel länger als er zu sein brauchten. Er wollte sein Handwerkzeug, Axt und Säge mit sich nehmen,

im tiefſten Ufergebüſch ſollte eine Schutzhütte errichtet, im dichteſten Schilf das Fahrzeug geborgen werden. Vielleicht beſſer noch in einer Bachmündung, dahin der Wellengang des Sees nicht reichte, der das Floß ablöſen und fortſchwemmen könnte. Oh, gewißlich, ſo ſollte alles geſchehen, in den nächſten, den kommenden Tagen.

Die frohe Erwartung nahm ihm die Ruhe, und mit der Unraſt ſtellte ſich die Sorge um ſeinen Körper ein, er fühlte Hunger und überdachte die Ausſichten, die ſich zu ſo ſpäter Stunde noch boten, ihn zu ſtillen. Er hatte außer Pfeil und Bogen nur ſein Meſſer bei ſich, kein Geſchirr für Waſſer, jedoch am Feuer ließ ſich alles röſten, was irgend an Lebeweſen aufzutreiben war, vom Froſch bis zum Eichhorn. Weshalb hatte er die Tauchente vorbeigelaſſen, der Hunger ging vor alle Bedenken. Aber er mußte nicht Mario ſein, Dommelfeis Freund, wenn er ſich nicht zu helfen wüßte.

Er erhob ſich lautlos, verließ die kniſternde Schilfbank, und ſein Fuß trug ihn durch den Sumpfgürtel, der hinter den Uferbänken lag, ſo ſtill ins Gebüſch, als wanderte ein Abendſchatten. Jedoch bald feſſelte ihn das Geſtrüpp, Weiden, Erlen und höher hinauf ein

Akaziendickicht, zwischen denen Schlinggewächse wucherten. Der Wasserholler hatte schon Beeren angesetzt. Dazwischen schossen immer wieder hohe dünne Schilfstangen auf, hart und verdorrt, aus dem vergangenen Jahr, ihr Knacken verriet ihn jedem Getier. Ein großer Vogel strich dicht vor ihm ab, rauschte mit starkem Flügelschlag und lautem Warnruf wasserwärts, man hörte, wie er sich draußen in die Flut einfallen ließ.

Mario suchte den Wald zu erreichen, aber hier war kein Durchkommen. Er verweilte und ließ die Augen wandern, soweit das Licht ihnen noch half, seine Füße sanken im Boden ein. Nach einer Weile mühsamer Arbeit traf er auf einen Tierpfad, der zum See hinablief. Wie ein Höhlengang führte er empor, niedrig zwar, aber so gangbar und ausgetreten, daß man ihn lautlos beschreiten konnte, wenn auch tief gebückt. Mario reckte den großen Bogen vor sich her, still und aufmerksam, immer auf der Hut, schlich er empor.

Die Dämmerung sickerte durch die Laubdecken, die ersten Glühwürmchen glommen auf, verwischten sonderbar mit ihren besonnenen Lichtbahnen die Konturen von Stamm und Busch im Halbdunkel, man mußte

ihnen mit den Augen folgen und verwirrte sich glücklich, wie verzaubert. Jedoch es dämmerte unheimlich umher, wenn der Blick die ziehenden Lichter losließ und wieder umherschweifte. Der Boden wurde jetzt wieder fest und trocken, der Wald lichtete sich.

Mario fürchtete die Dunkelheit nicht, denn er hatte gelernt, daß man sich nachts nicht nur auf seine Augen verlassen durfte. Wachsam, bei guten Sinnen und ohne Hast, fühlte er jetzt ein Hindernis auch in schwärzester Nacht, bevor er daran stieß, er hätte nicht sagen können, wie es sich zutrug, es war ein Ertasten im Gewese der Luft, ein Hören fast, ein Erahnen ohne Kenntnis, als hätten die Körper eine merkbare Ausströmung, leise, leise Stimmen ihres Daseins.

Der Zweifel und das Suchen mußten ein Ende haben. Es war besser, nach einem festen Entschluß zu hungern, als nach langen vergeblichen Bemühungen eine spärliche Mahlzeit zu erringen. Was man nun einmal ertragen mußte, wurde leichter, wenn man es auch tapfer wollte. Er aß den kargen Rest seines Brotes und schnitt und brach sich das Geäst für sein Bett. Er flocht die starken Zweige mit großem Geschick in die tiefen Äste einer mächtigen Fichte, kaum einen Meter

hoch über dem Boden. Die grüne duftende Matte ſchwankte ſanft, als er ſich hineinbettete, wie in eine Hängematte. Es war beſſer, hier nicht am Boden zu ſchlafen, er kannte die Gegend nicht.

Lange lag er wach und lauſchte auf die Stimmen der Nacht. In tiefer Geduld, beglückt vom Reichtum ſeines Lebens, pochte das Herz im Dunkeln. Wie lichtvoll war der Tag geweſen!

* * *

„Weshalb haſt du mir nichts vom See erzählt, Dommelfei?! Da ſieht man es ..."

Die Alte hielt in ihrer Hantierung inne, blinzelte in die Morgenſonne und ſah den braunen Mario an:

„Als ich ein Kind war, wie heute du, da dichtete an den Ufern des Sees, im Waſſerholler noch die Nachtigall, das graulichte Vögelein. Jetzt kommt es nicht mehr, wie die Jugend auch ..."

„Freilich ... denke dir, Dommelfei, als ich in der Morgendämmerung im Wald aufwachte, kam der Dachs durch den Buſch. Weißt du, wie ein Dachs ausſieht? Wie ein großer langer Igel, borſtig und geſtreckt, mit einem ſpitzen Kopf, der über den Hals hinab

bis zur Bruſt ſchwarz und weiß geſtreift iſt. Ich will einen Dachs fangen. Ich weiß ſeine Höhle, ich bin ihm nachgeſchlichen. Er iſt ſo feiſt, faul und träge, wie du es nicht glaubſt."

„Er entfernt ſich nicht weit von ſeiner Wohnung," ſagte Dommelfei, „und verläßt ſie ſelten am Tage, denn er lebt und ſucht ſeine Nahrung bei Nacht."

Mario ſaß auf der Steinſchwelle der Küchentür und aß. Die Sonne war eben aufgegangen, und die Hühner ſcharrten unter dem Holunder am grauen Bretterzaun, den die Brenneſſeln auf ſommerliche Art, nach alter Weiſe ſo üppig umgrünten wie vor hundert Sommerjahren, wie heute und morgen zwiſchen Wieſe und Haus. Dommelfei nahm einen großen Fiſch aus und rief Trik, ihm das Eingeweide zu geben. Jetzt ſah ſie Mario an:

„Willſt du erfahren, ob der Dachs zu Hauſe iſt, den du fangen willſt, ſo gib acht auf das Loch, da er aus und ein zu kriechen pflegt. Stecke ein Hölzchen vorne an das Loch, durch das er ein und aus muß, da ſiehſt du, ob er drinnen oder draußen iſt, wie das Hölzchen gefallen liegt. Alsdann ſtelle du einen Sack vor das Loch und ſtoße das Ende des Sackes hinten in das Loch, ſo

daß vorne am Eingang der Sack offensteht und so angemacht ist, daß er sich zuschnüren kann. Wenn nun der Dachs zu Hause kommt, so bleibt er eine Weile vor dem Loch sitzen und sinniert mächtig. Nun mußt du herbeischleichen und jählings zufahren, ihn zu erschrekken, er vergißt seinen Verdacht und will ins Loch, stößt hinten an den Sack und schnürt ihn zu. Es muß aber der Sack oben fest angemacht sein, sonst reißt ihn der Dachs los, nimmt ihn mit sich ins Loch hinein, und du weißt nicht, wo dein Sack bleibt."

Mario lachte.

„Da fange du mir nun den Dachs, du Grausamer, bringe ihn, und du sollst sehen, wozu ein Dachs gut ist. Aus der Haut machst du Jagdtaschen, und die Haare sind zu Malerpinseln und Bürsten gut."

Mario versprach ihr gleichmütig den Dachs, ohne sich beim Essen stören zu lassen, sie würde ja sehen, wie er ihn herbeitrug. Als ob er nicht wüßte, wie man einen Dachs fing! Seine Hoffnung erfüllte sich nicht, aber es fehlte einige Tage darauf in Dommelfeis Schuppen ein Sack.

Anders erging es ihm mit den Enten, das war einmal ein Vergnügen, und es gab Entenbraten so viel man wollte. Für Trik, der am liebsten die Därme fraß,

kamen gesegnete Tage. Mario hatte die Wahrnehmung gemacht, wenn er am See an seinem Floß arbeitete und das Angelgerät ausprobierte, das Dommelfei in den Hintergründen des Schuppens ausgegraben hatte, daß spät am Abend die Enten ins Schilf des Altwassers einfielen. Ihr feines Gehör und ihre Scheu und Vorsicht ließen es dort schwer zu, ihnen erfolgreich mit Pfeil und Bogen beizukommen, es kostete mehr Mühe und Pfeile, als das Ergebnis rechtfertigte. Jeder verschossene Pfeil erforderte ein Bad in Sumpf und Morast, um ihn zurückzugewinnen.

Da Mario sein Fischgerät für gewöhnlich ohnehin am See zurückließ, beschloß er eines Abends, den Enten Angeln auszulegen. Er fürchtete jedoch, eine Ente an der Angel möchte ihn durch ihr Geschrei und ihr Flattern und Flügelschlagen im Schilf weithin allen Lebewesen verraten, und sann mit List auf Mittel, die seinen Fang still und verborgen vor sich gehen ließen. Schließlich war immer noch nicht völlig geklärt, ob der See bewohnt war und wer an seinen Ufern hauste, auch mußte man mit dem Waldhüter rechnen und vielleicht sogar mit dem Förster, der einzigen Gefahr, vor der Dommelfei ihn gewarnt hatte.

Er ſann und ſann, und ihm kam ein ſchlauer Einfall. Er ſchlug einen Pfahl ins Waſſer, wo es etwa einen Meter tief war, derart, daß das plumpe Ende ungefähr eine Handbreit über die Oberfläche hinausragte. Dann wickelte er ſeine Angelſchnur feſt um einen großen Feldſtein, den er loſe auf das Pfahlſtümpfchen legte, ſo daß der Haken mit dem Speckköder unfern vom Pfahl an der Oberfläche des Waſſers ſchwamm, und das andere Ende der Leine am Ufer befeſtigt wurde. Die Leine führte nun, am Ufer angebracht, über den Stein, den ſie feſt umwickelt hielt, und der ganz leicht und loſe auf dem Pfahlſtumpf lag, ins Waſſer hinaus, zu dem ſchwimmenden Köder, der neben dem Pfahl trieb.

Mario ſagte ſich, daß die Ente den Speckbrocken finden und verſchlingen würde. Zog ſie nun an der Leine, nachdem ſie Speck und Haken verſchluckt hatte, ſo fiel der Feldſtein von ſeinem unſicheren Sitz auf dem Pfahlende ins Waſſer, und da er groß und ſchwer genug war, mußte er notwendig die Ente mit ſich in die Tiefe reißen, wo ſie lautlos und unſichtbar ertrank. So hatte ſie nicht Zeit, auch nur einen einzigen Schrei von ſich zu geben, ſtill lag wieder der See, die Gefährten ahnten nichts von dem argen Vorgang, kein Auge entdeckte

auch nur das Geringste. Stand nicht oft ein alter Pfahl im Gewässer? Wer sah im Geschilfe eine graue Schnur?

Er maß die Entfernungen, Längen und Abstände sorgfältig ab, befestigte die Leine am Ufer besser, als er den Sack vor der Dachshöhle angebracht hatte, und schlief erwartungsvoll und seines Triumphes sicher in der Waldhütte ein. Morgens fand Dommelfei seine Spuren auf dem Speisetisch, einen offenen leeren Wandschrank und die angelehnte Haustür. So ging es nun schon seit Wochen. Das hatte sie von ihrem Knaben.

Nein, sie hatte am Mittag eine feiste Ente, einen Enterich von selten hohem Gewicht, naß und bunt lag der Prächtige auf dem Küchentisch. Kopf und Nacken funkelten grün, dann kam ein schmaler weißer Ring, wie ein Kragen, darunter die braunrote Brust mit zartem Flaum ansetzte. Die Schwingen trugen ein Federband aus schillerndem Blau, und die roten Füße mit den Schwimmhäuten und drei Krallen daran hingen erschlafft und kalt herab. Auf den Schwanzfedern lag ein grünes Licht, und das weißgründige Aschbraun des Rückens hob die Pracht der Farben.

„Ein Erpel," sagte Dommelfei, „da betrachte doch ein jeder diesen nahrhaften Erpel."

Eine Woche nach der Entdeckung des Sees war das Floß fertig, ein Fahrzeug von erlesener Güte und unbedingter Seetüchtigkeit. Vier etwa zwei Meter lange Stämme waren kunstvoll mit Seilen und Eisenklammern verbunden, in der Mitte erhob sich eine Kiste mit niedrigen Rändern, seefest angebracht, darin ließ sich alles bergen, was dem Wellengang ausgesetzt war, und sie diente als Fischkasten. Stoßstangen, wohl an die drei Meter lang, aus gewachsenem Holz, junge dürre Fichtenstämmchen, und ein breites Ruder dienten der Fortbewegung, nichts war geschält und alle weißen Holzwunden im Gebälk mit Lehmerde und Fischblut dunkel gefärbt, so daß kein Blick angelockt wurde. Ein schwerer Stein an einer Leine diente als Anker, damit das Fahrzeug bei Wind nicht von den Fischplätzen abtrieb. Es war schmal genug, um auch die Bachmündung ein Stückchen aufwärts gestoßen zu werden, und hatte einen schweren Haken aus Buchenholz, damit es in der Strömung in den Wurzelschlingen so gut und sicher befestigt werden konnte, daß es auch nachts auf solche Art geborgen lag.

Mario wurde ein geduldiger Fischer. Vom rotflossigen Barsch bis zur Lachsforelle entging ihm bald kein Wasserbewohner mehr, und die Fischotter, die im Bach hauste, sah trübe Zeiten nahen. Mario fand die Köpfe der großen Fische, die sie in den Bachböschungen zurückgelassen hatte, immer seltener. Er verstand es, seine Angelschnur mit Köder und Korkschwimmer bis zu zwanzig Meter weit, von der Weidenrute geschwungen, ins Wasser hinauszuschleudern und träumte in der ersten Zeit seiner glücklichen Erfolge nachts das zarte, betörend erregende Rucken an Leine oder Rute, das den Biß des tiefen heimlichen Fisches verriet. Es kam vor, daß er im Schlaf Hand und Arm mit jähem Ruck weit hinter sich warf, als risse er die Angel an, so daß die Bretter seiner Bettlade dröhnten und Dommelfei ihr Schnarchen unterbrach und in die Dunkelheit lauschte, aber hierüber viel Worte zu machen, hieße darüber das Große und Bewegende in ein falsches Licht rücken — wahrlich, Mario war Herr im Wald und am See.

## Neuntes Kapitel

# Sti und Zinner

In dieſe Zeit von Marios Waldleben und ein wenig ſpäter fielen zwei Ereigniſſe von großer Bedeutung, die Haus und Seelen reicher machten. Mario zog durch den Wald heim mit ſeiner Beute, zwei prächtigen Karpfen, die ſein Rucksack barg, und ſchwenkte die Hände in der Schattenkühle, ſie waren von Mücken ſo greulich zerſtochen, daß ſie brannten. Im Altwaſſer am See, das durch einen träge einmündenden Bach im Schilfgelände gebildet wurde, glitten in der totenſtillen Flut die Schleie und Karpfen, ſchwarz wie tiefe Waſſerſchatten, zwiſchen den grünen Inſeln der Seeroſenblätter dahin. Man mußte die Angel mit Vorſicht und viel Geſchick durch das dichte Geſtrüpp des unſicheren Ufers lenken und ſo ruhig halten, daß die Libellen ſich getroſt auf der Rute niederzulaſſen wagten. Immer mußte der Köder am rechten Fleck zwiſchen dem Geſchlinge der Pflanzen ins Waſſer einſinken, oft an einem

nur handgroßen freien Platz, die Karpfen waren ungemein vorsichtige und schlaue Gesellen. Ihre gekochten Köpfe mit dem wunderlichen Vielerlei von bunten Fleisch- und Schleimgebilden, von Lippen und Augen bis zur Zunge, verspeiste Dommelfei am liebsten, sie konnte sich einen ganzen Tag lang auf einen Karpfenkopf freuen.

Saß solch ein stummer plumper Bursche nun endlich glücklich am Haken, so war er beileibe noch nicht am Ufer oder gefangen. Er zeigte eine Wucht und Energie im Kampf um seine Freiheit, die alle Kräfte und viel Geduld des Fischers erforderten. Solch ein Ringen zwischen Uferbuschwerk, Schilf, Moraſt und stiller gefährlicher Wassertiefe mit Schlinggewächsen war erregender als alle Jagd. Das braungoldene Blinken des Schlagenden und wild Dahinfahrenden unter dem Wasserspiegel raubte einem allen Atem; vergeblich nahm sich Mario immer wieder vor, endlich einmal mit Ruhe und Gelassenheit das Werk zu enden. Nein, das Herz flog auf, und alle Sinne tanzten. Es ging viel Angelgerät verloren und kostete manches Bad.

Mario dachte hieran, als er die brennenden Hände in der Luft kühlte, und ruckte die Beute vergnügt zwi-

schen den Schultern; da hatte er an die fünf Pfund, mit Köpfen, so groß wie Männerfäuste. Er weilte mit seinen Gedanken so hingegeben am See und bei diesem Fang, daß er furchtbar erschrak, als sich plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe ein wüstes, grunzendes Geschnaube erhob, von dumpfem Gestampfe und Ästeknacken begleitet. Das war unmittelbar deutlich: dieser wilde Aufbruch im Gebüsch ging ihn an; er sprang zur Seite, warf mit einer einzigen Bewegung den Rucksack von den Schultern, schnellte sich an einem dicken Buchenast empor und schwenkte sich vom Knie aus auf den sicheren Sitz.

Es war höchste Zeit! Dicht unter ihm brach ein schwarzes Ungetüm, vor Zorn dampfend und vor unverständlicher Wut ganz außer sich, durch die Büsche und blieb stampfend und schnaubend unter ihm stehen — eine Wildsau. Mario hatte einmal in Gesellschaft von Dommelfei ein ganzes Rudel Wildschweine aus der Entfernung im Eichwald erblickt, die Tiere waren bei ihrem Herannahen geflohen, wenn auch nicht scheu und erschreckt, so doch ohne jeden Wunsch nach einer Annäherung und ohne Angriffslust, sie hatten sich gewissermaßen zurückgezogen, selbstbewußt und ohne er-

kennen zu lassen, daß sie Furcht empfanden. Das war ihm klar geworden, aber was bedeutete nun dies?

Er erkannte sofort, daß es eine Sau war, die ihn verfolgte, denn Dommelfei hatte ihm von diesen Waldtieren der Wildnis damals erzählt, achtungsvoll und deutlich mit Teilnahme. Das Tier unter ihm besaß keine hauenden Zähne, sondern nur kurze Hacken, mit denen es nach unten stoßen, reißen und beißen konnte. Eine Sau vermochte deshalb einem liegenden Menschen gefährlicher zu werden als der Eber, besonders wenn dieser schon in die Jahre gekommen war und seine großen Hauer sich zu sehr aufwärts, nach den Augen zu, krümmten.

Mario segnete seinen sicheren Platz und hätte die Wütende unter sich, nachdem sein Herzschlag sich jetzt beruhigte, sicherlich ohne Furcht betrachtet, wenn sich das Tier nicht über seinen Rucksack hergemacht und ihn so übel zugerichtet hätte, als seien geangelte Karpfen von Ursprung her die Todfeinde der Wildschweine. Es zerriß und zerstampfte den Sack und seinen Inhalt zu Brei und Fetzen; Mario staunte über so viel Kraft und Wut. Ohne es zu wissen, war er zwei Äste höher gelangt, und es machte ihn, nach einer Weile, nach-

denklich, daß die Sau sich offenkundig zu einer regelrechten Belagerung anschickte. Darüber vergaß er seinen Schmerz über das vernichtete Gut und die schöne Beute, es galt Kraft und Gedanken zu sammeln, dies dort unten zeigte sich als eine achtunggebietende Gegnerschaft.

Soviel Geduld wie eine Wildsau werde ich aufbringen, beschloß er, prüfte aber doch den Abstand seines Baums von den nächsten Stämmen und Ästen und sah schnell, daß eine Klettertour durch die Baumkronen weithin möglich war. Er hatte nur sein Messer und die Leine bei sich und konnte nicht, ohne vor Zorn zu beben, daran denken, daß Pfeil und Bogen, im Schilf zurückgelassen, versteckt in weiter Ferne lagen. Da sah man es nun, was bei dieser Fischerei herauskam ... diese Dommelfei mit ihren Karpfenköpfen!

Als das Schwein sich ein wenig beruhigt hatte, sah Mario zu seinem Erstaunen im Gebüsch am Boden einen gelbbraunen Fleck auftauchen, der sofort wieder verschwand. Der Vorgang wiederholte sich nach einer Weile an einer anderen Stelle, und kurz darauf lösten sich aus dem Erdschatten und Laubgrund kleine zarte Schweinsgestalten, nicht größer als seine Karpfen, und

trachteten ſcheu und ängſtlich in die Nähe der Alten zu kommen, bei deren Grunzen und Schnauben ſie ſich offenbar zuvor verſteckt hatten.

Mario vergaß vor Freude alle Sorge. Die rotbraunen Tierchen mit ſchwarzen, fahlbraunen und weißen Streifen über den beinahe zierlichen, unendlich ſauberen und beweglichen Körper hin, entzückten ihn ſo ſehr, daß er faſt alle Vorſicht über ſeinem freudigen Staunen vergaß. Ach, was bedeuteten die Gefahren, die im Wald lauerten, wenn ſein heimliches Dunkel ſolche Fülle von Leben und Geſtalten barg!? Nein, gern wollte er Schrecken und Not erdulden, wenn der Wald ſie ſo gut und reich zu lohnen wußte. Ihm ward ſo froh zumut, daß er lachte, und wie ſo oft mit ſeiner Freude, und wie ſo ſelten mit Schmerz oder Verdruß, erwachte ſein junger, heiterer Tatendrang, und er ſann nur noch auf eines: Wie ließ ſich ſolch ein Schweinchen gewinnen? Oh, lieber Gott, dachte er, gönne mir ein Schwein, es ſind mindeſtens acht, man muß nur genau hinſehen, ſie ſind ſich ſehr ähnlich.

Als ob er nicht Mario wäre, der Herr im Wald! Da hatte er ſchon eine Schlinge aus dem Ende ſeines Seils gemacht, war den ſtarken Aſt entlanggeglitten,

und vor dem Laubverſteck des einen Jungen erhob ſich gleich darauf ſtill und arglos ein kleines graues Tor aus Hanfleine. Jetzt kam das Tierchen wieder hervor, zur Mutter hinübertrachtend, die Mario immer noch, weniger grimmig jetzt, nach ausgetobter Wut, im Auge hielt. Nun ſtand das Kleine mitten über dem grauen Bodenſtrich des Seils — — ein forſcher jäher Ruck aus der Höhe zog die Schlinge dicht hinter den Vorderbeinen wuchtig zu, und mit wildem Quieken und raſendem Gezappel begann die Himmelfahrt des Auserwählten ins Grüne empor, zu Mario.

Nun galt es hart und kalt zu bleiben, ohne Zagen zuzupacken, alle Scheu zu verbannen. Mario ſchmerzten die Schenkel, die ihn in der Aſtgabel hielten, der Ausdruck ſeines Geſichts hatte alle Zeichen von Erregung und Anſpannung verloren; es war ernſt und ruhig, beinahe traurig. Die Hände griffen ſicher und feſt, ihm war zu oft eine Beute entgangen, als daß er nicht wußte, daß jetzt alles auf Ruhe und Kaltblütigkeit ankam. Mochte die Alte da unten toben, klettern konnte ſie nicht, entweder wollte man ein Schwein oder man wollte es nicht. Er wollte ein Schwein.

Der kleine Kerl quiekte ſo maßlos, daß ſelbſt ein

Rieſe von Zögern und Unſicherheit befallen worden wäre. Mario war kein Rieſe, aber er hatte geſehen, wie der Buſſard das Kaninchen ſchlug und der Fuchs die Ente. Entweder, oder. Jetzt war der Kleine feſt vom Seil eingewickelt, mit einer Tragſchlinge am Rücken, wie ein Paket — Dommelfei!

Jedoch nun, gerade nach dem erſten Erfolg, galt es wachſam zu ſein, nichts führte leichter zu Enttäuſchungen als ein voreiliges Frohlocken. Die Alte unter ihm, erneut in Zorn und Schrecken, ließ ihn nicht aus dem Auge; ſie ſchien jetzt nur noch an das gefährdete Junge zu denken. Der Rüſſel, größer und länger als beim zahmen Schwein, ſuchte, ſchlenkernd bewegt, ſchnaubend und witternd nach dem Feind in der Höhe, die kleinen Augen unter der mächtigen ſchwarzen und borſtigen Stirn funkelten, das weit eingeſchnittene Maul klappte und ſchäumte. Mario ſah keine Schwierigkeit, im Geäſt von Baum zu Baum davonzukommen, aber mit einem jungen Schwein zuſammen war die luſtige Reiſe erſchwert, wie lange würde ſie auf ſolche Art bis zur Hütte dauern?

Einmal mußte doch dies wilde Ferkel ſich beruhigen; noch zeigte es ſich freilich für keinerlei Tröſtungen zu-

gänglich. Mario wiegte es ſanft in der Seilſchaukel, aber es quiekte und quietſchte ohne Aufhör, und unten tobte und drohte die Alte wie toll, das mußte ein Ende haben. Er hielt dem Kleinen ſanft und feſt den Rüſſel zu, ſo daß es noch durch das aufgeworfene zarte Näschen zu atmen vermochte. Jetzt wurde es ſtill.

Unten knetete die Alte noch einmal die Karpfen und den Rucksack gewaltig durch; der Boden ſpritzte, und die Moosfetzen flogen. Lautlos und mühſam ſtieg Mario mit ſeinem Raub höher in den Baum empor. Die übrigen Jungen machten ſich jetzt tief unten unvorſichtiger bemerkbar und bedrängten die Mutter, nun auch quiekend und zärtlich grunzend. Ihre Bedürfniſſe und Ängſte lenkten die Alte ab, ſie durchforſchte noch eine Weile mit verdrießlichem Schnauben das Gebüſch und machte ſich dann mit dem Reſt der Ihren, der immer noch ſtattlich war, davon. Es wurde dämmerig und ruhig unter den Bäumen, die Fetzen des Rucksacks und die Karpfenreſte deckten den aufgewühlten Moosteppich, die Schuppen ſchillerten im letzten Licht, es ſah dort unten aus wie auf einem verlaſſenen Schlachtfeld.

Lautlos huſchte Mario nach guter Weile vom Baum, horchte lange und angeſtrengt, prüfte die Rich-

tung des ſchwachen Windhauchs und langte eine Stunde darauf auf einem weiten Umweg in der Waldhütte an, das Schweinchen in die zerfetzten Reſte ſeines Rucksacks gewickelt und heiß vor Glück.

Dommelfei faltete die Hände auf dem vorgereckten Bauch, zog die Brauen hoch und ſtaunte. Was ſollte man da ſagen? Wahrhaftig, ein lebendiger Friſchling! Sie holte das lange ſpitze Küchenmeſſer.

„Niemals wirſt du ihn töten!“ rief Mario, „eher mich.“

„Ei, da taſte ihm doch den Rücken ab, du Ungeſtümer! Da hört man es ſchmoren. Nun, ſo komm denn her, taſte!“

„Nein,“ ſagte Mario, „ich taſte nicht. Du biſt gefräßig, Dommelfei, das muß man wirklich ſagen. So ſchau doch das Tierchen an, ich will es großziehen.“

„Braun und ſaftig wird es im Rauch, oh, du Unkundiger. In der Gefangenſchaft wird es uns ſterben.“

„Dommelfei, ſei gut, ach, ich bitte dich. Wir werden Freude an dieſem Schwein erleben, ſieh an, wie entzückend es iſt. Du weißt alles, du weißt auch, wie ein Wildſchweinchen großgezogen werden kann.“

Die Alte ſchwankte und ſah Mario an.

„Da werde ich wohl dieses und jenes wissen," meinte sie zögernd, rieb sich Mund und Kinn und schaute, genau von oben her, mit Wehmut auf den zarten Braten. Sie hatten das Tierchen aus seinen Fesseln befreit, und es stand mit starrem Glotzen in einer Kiste, ohne Fassung, leise und verloren quiekend, wehmütig, wie Dommelfei.

„Ich baue ihm ein Gehege im Wald." Er nahm Dommelfeis Hand. „Laß mich das Schwein behalten, ich bringe dir Karpfen."

Dommelfei schüttelte verständnislos den Kopf. Zeigefinger und Daumen glitten sanft tastend den runden Rücken in der Kiste ab. Sie seufzte.

„So will ich es denn erproben," sagte sie endlich, „wird doch ein Frischling nicht kleiner, wenn er dahinlebt. Soll es aber bleiben und wohnen, das Schweinchen, so soll es auch heißen, so heiße es denn Sti."

* * *

Alle Tiere, welche des Nachts lebten, verließen sich wenig auf ihre Augen, nur die Nachtvögel, aber auch sie hörten scharf. Das wußte Mario, und er lernte hören.

Die Vögel verstanden oder beachteten einander nur,

wenn sie gleicher Art waren, in einem aber verstand jeder den anderen sogleich: in der Äußerung der Furcht oder des Schreckens und der Warnung vor herannahender Gefahr. Dann ertönte ein allgemeinverständlicher Ruf. Jeder Vogel, der zuerst einen Räuber über sich erblickte, konnte durch seinen ihm eigenen Warnruf alle Vögel in seiner Gegend aufmerksam machen, auf ihrer Hut zu sein und sich so geschwind als möglich zu verbergen. Gab die Blaumeise ihr Warnungszeichen, so verstummte für Augenblicke der ganze Wald. Verriet ein Geschrei Not, so eilten oft alle zur Hilfe herbei.

Mario erlebte es, und mit dieser Erfahrung gewann er eine neue Macht im Wald, ein Geschick, das er bis zur großen Kunst entwickelte, er lernte die Tiere rufen und locken, indem er die Stimmen ihrer Art oder die Laute und Klagerufe der Geschöpfe nachahmte, die ihnen zur Beute fielen und als Nahrung dienten. Er lockte das Wiesel mit dem Pfiff der Maus aus seiner unterirdischen Behausung, rief den Bussard aus der blauen Höhe bis zu seinem Versteck herunter und täuschte den Fuchs durch die Stimme des jungen verlassenen Rehs oder durch die Klage des Hasen. Mit

dem Kauzschrei rief er alle Räuber der Luft in sein Bereich, und selbst der scheue Kuckuck kam ihm so nahe, daß er die schmalen, schwarzbraunen Wellenlinien auf der rotbraunen Grundfarbe des Gefieders und der weißen Brust unterschied, die gelben Beine, die wie aus Federhöschen herauskamen, und den golden glänzenden Augenstern.

Der Wald zeigte die Bilder seines Lebens nur selten derb und grell, sondern alles vollzog sich, als wüchse es zart und leise in sein Geschehnis hinein, das Wunderbare überraschte nicht, sondern es blühte. Nahm ihm ein lange mit Mehlwürmchen umworbener, liebevoll gewöhnter Waldvogel endlich, nach vielen Wochen, den ersten Wurm in der durchsonnten Blätterhöhle der Buschtiefe aus der hingehaltenen Hand, so geschah es so licht und leicht und rasch, als flammte lautlos ein buntes Sommerfünkchen auf. Er fühlte kaum eine Berührung, der nadelfeine Schnabel erhaschte den Wurm, und alles war gewesen. Es ging so still dabei zu, als waltete hier nicht Mario, der Mensch, der Vogel und die Lockspeise zu einem erdachten Geschehnis, sondern als vollzöge sich nach heimlicher Neigung und unschuldigem Plan der Geduld ein Atemzug

im All, als webte in Sonne, Grün und Sommerdank das Leben selbst.

Als er eines späten Abends an seinem Vogelplatz weilte, tief hingeschmiegt, verborgen und verwachsen, zogen die Schattengründe des Hochwalds ihn an, als lockten sie ihn, wie er die Tiere. Das Abendrot der Sonne, hier auf dem Teppich der Tannennadeln, dort an einem Stamm, glühte totenstill, wie aus heiligen Ampeln. Hinter solchen Lichtinseln, die oft so unwahrscheinlich, wie aus eigenen Lichtherden, aufglommen, schimmerte die Waldtiefe gläsern grün oder schwarz, unermeßbar. Es führte unter Vorhängen von Baumzweigen tiefer und tiefer in die Nachthöhlen zu nie beschrittenen Regionen.

Nun wanderte ein roter Fleck. War das Schein oder Wirklichkeit? Mario rührte sich nicht. Er sah eine Füchsin, die ihr Junges im Maul davontrug, lautlos und so tief am Boden dahinschleichend, als die Last erlaubte. Das Tier hatte keine Witterung von ihm empfangen. Marios Kraft zu verharren, seine Geduld und Stille waren eine große Macht geworden, denn den Waldtieren kam ihr wichtiger Sinn, ihr scharfes Gehör nicht zustatten, wenn sie in seine Nähe

gerieten. Offenbar war das Tier in seinem Bau beunruhigt worden und schaffte seine Jungen in ein sicheres Lager. Mario hatte solche Vorgänge bei mancherlei Tieren beobachtet, so auch bei den Eichhörnchen.

Als die Füchsin auf drei Schritte an sein Versteck herangekommen war, in dem er so still wie ein Stein, ganz eingegrünt und halb im Laub vergraben hockte, fuhr er mit einem lauten Gebrüll aus dem wild aufrauschenden Buschwerk und sprang auf das zu Tode erschrockene Tier zu, das kläffend aufheulte, das Junge fallen ließ und mit weiten Sätzen im Dickicht verschwand. Mario hatte ganz ohne Vorsatz gehandelt, wie es auch ohne Plan und Bedacht geschah, als er sich jetzt wie ein Raubtier auf den jungen Fuchs stürzte, der sich im Mooswäldchen überkugelt hatte und keine Zeit fand, sich vor den braunen Menschenhänden zu bergen, die ihn zart und fest, mit der Geschicklichkeit eines Marders und der Furchtlosigkeit eines niederstoßenden Habichts ergriffen.

Er biß um sich, der Kleine, aber ach, es half ihm nichts, damit war gerechnet worden. Mario zitterte vor Glück am ganzen Körper. Das zarte helle Stimmchen verstummte unter der weichen, gnädig und klug

schließenden Hand, die ihm vom Nacken her das schnappende Köpfchen hielt. Nun war er zwischen Brust und Arm so sicher geborgen, so eng umschlossen gehalten, daß kein Entrinnen mehr möglich war, und er ergab sich.

Dommelfei sank auf ihren alten Sessel, aber sie sagte wenig, sah Mario eine Weile an und holte dann das Saugfläschchen, mit dessen Hilfe Sti seinen Übergang in die Regionen der unverständlichen Menschen vollbracht hatte. Was war zu machen? Dies wollte nun Mario so, ihr Knabe, und wer rechnete nicht mit großer Plage und Liebesmühe, wenn er eine störrische Waise mit Tierliebe in seiner Behausung aufnahm?

Sie war nicht so glücklich wie über Sti. Der junge Fuchs wurde Zinner getauft, Trik mußte kommen ihn anzuschauen, wandte sich aber ziemlich gleichmütig ab, leicht besorgt.

„Da siehst du es," sagte Dommelfei.

Aber Mario ließ sich nicht beirren. Als ob er nicht wüßte, was bei Dommelfei den Ausschlag gab. Freilich ließ sich ein Fuchs nicht in den Rauch hängen. Er sprach von dem prächtigen Fell, das wachsen würde, aber Dommelfei meckerte und schlug in die Luft. Je-

doch, was die Pflege betraf, ihre Ratschläge, ihre verhüllte und heimliche Sorge für das kleine Tier, so hatte Mario keinen Grund zur Klage oder Beschwerde. Dommelfei half.

„Wenn die Füchslein einen Monat alt sind," sagte sie, „so führt die Mutter sie vor den Eingang des Baus und säugt sie im Sonnenschein."

Zinner wechselte eben die Säuglingsfarbe, die aschgrau ist, in das Kleid seiner Kindheit, in ein weißliches Gelb. Er nahm bald Fuchsgestalt an und wuchs aus seiner plumpen Figur heraus, in der er anfangs wie ein junger Hund umhertorkelte oder wie ein behaarter Ball aufgerollt in seiner Kiste schlief. Er bekam seine erste Ziegenmilch, von Dommelfei verdünnt und zubereitet, im Dunkeln. Dann übernahm Mario die Pflege mit großer Hingabe und einer Sorgfalt, die die Alte rührte.

Als die Kiste umgekippt werden durfte, so daß sie nach der Seite hin offen stand, wagte Zinner mit großer Vorsicht seine ersten Gänge in den Raum; er lief auf Mario zu, als er ihn erkannte, und dem Knaben weitete sich die Brust vor Freude.

Bald legte Zinner sich zu Marios Füßen nieder,

das ſpitze Köpfchen flach auf den Boden, und ſah ihn von unten her unausgeſetzt an. Die ein wenig ſchräg gerichteten Blicke unter dem Schutz der hohen Ohren ſchauten zugleich wachſam, ſchlau und traurig. Sorgſam, ein Weſen für ſich, arbeitete das ſchwarze Näschen am Wiſſenswerten der Welt. Mario dachte an die Waldpfade unter den jungen Tannen und an das wehende Schilf im Waſſerdunſt. „Mein Tier," ſagte er langſam, als ſei das Wort ſchwer wie Erde. Er liebte Zinner ſehr.

Nach ein paar Wochen durfte der junge Fuchs in das Waldgehege, wo Sti hauſte und gedieh, und ſie lernten ſich kennen. Zinner witterte lebhaft, erblickte das junge Schwein und zog ſich in den äußerſten Winkel der Zaunumfaſſung zurück. Sti nahm ſofort die entgegengeſetzte Ecke des Geheges ein, und die beiden glotzten ſich auf dieſe Weiſe eine beträchtliche Zeit regungslos an. Merkwürdigerweiſe war Sti der erſte, der ſich hervorwagte, wohl weil er Welt und Wandel der ſonderbaren Menſchennähe ſchon länger kannte, und nicht mehr ſo angeſtrengt über die Möglichkeiten des neuen Lebens ſtaunte. Er wagte ſich in einem ruckweiſen Laufſchritt zwei Meter vor, faſt

bis in die Mitte, gerade auf Zinner zu, trampelte kurz und stemmte sich dann steif mit allen Vieren im Boden ein. Hier verstärkte er sein Glotzen bis zur Drohung. Er hatte überhaupt eine sonderbare Art, den Raum zu durchmessen, es schien oft, als liefen seine Beinchen mit ihm und nicht er mit ihnen; es gab da jähe unvorhersehbare Rennstrecken in beliebigen Richtungen, deutlich planlos, als sei er von einem dunklen Hang besessen. Sie endeten ebenso jäh, wie sie begonnen hatten und brachen in einer Stellung ab, als wäre alles erstarrt, die Beinchen, der Körper, der Blick und der Verstand.

Zinner, der schlanke, gewandte, verkleinerte sich zusehends in die Ecke hinein, die Augen schwarz und blank, spiegelten reglos das hereinbrechende Verhängnis, nur die Nase arbeitete leidenschaftlich. Mario hatte längst erkannt, daß dies schwarze feuchte Schnauzenspitzchen Zinners Erkenntnismitte darstellte. Von hier ging jetzt die Regung eines geduckten Lauerns aus, beinahe böse, deutlich übertrug sie sich als Zweifel und Sorge in Stis Kinderherz. Er tobte drei Sprünge nach links und erstarrte. Zinner sah ihn jetzt von der Seite, und sein anfängliches Entsetzen löste sich deutlich in

Neugier auf; er vergrößerte sich wieder etwas, und sein Lauern wurde redlicher und streifte den Ausdruck freundlicher Beachtung.

Es erschien Mario so, als habe Zinner erkannt, daß das fremde Geschöpf noch jung war. Tiere, die feindlich gegeneinander gesinnt lebten, schonten oft die noch hilflose und arglose Nachkommenschaft ihrer Gegner, wenn sie ihnen nicht zur Nahrung diente, und in dieser Hinsicht zeigte sich Zinner unsicher. Es mochte durch den Umgang mit Menschen gekommen sein; man paßte sich an, man suchte zu fassen, was hier gefordert wurde, fügte sich in Unvermeidliches, nahm Rücksicht — schließlich war das Leben selbst das Wichtigste, und offenbar durfte man leben.

Am zweiten Tag spielten die Tiere schon miteinander, und Mario hatte seine Freude daran. Zumeist schliefen sie. Es sank viel Dunkelheit in das Leben der Waldtiere, alle schliefen viel, die Dunkelheit, in die sie sanken, war die Mutter ihrer Kräfte, sie stärkte sie mit ihrer Stille.

Leider zeigte sich, daß Dommelfei lange Zeit nicht mit Zinners Gegenwart ausgesöhnt werden konnte; es gab arge Auftritte, zumal Mario den Fuchs immer

um sich haben wollte, wenn er sich in der Waldhütte aufhielt, auch nachts.

„Dies Raubtier nun," erklärte Dommelfei, „verwirrt meinen Vögeln, den zarten Seelchen, den friedlichen Wohlstand. Schau an, wie angstvoll ihre Äuglein mit dem Tückischen dahinwandern. Du hörst ihr Klagen und Schelten nicht, du Herzloser. Hast du gesehen, wie Trik den Sträflichen aufnahm?"

Einmal kam Mario heim und hörte schon unter den Tannen Dommelfeis Baß. Er ahnte Arges und lief zur Tür; da sah er, wie sie gegen Zinner vorging. Er, der Kleinste, kaum größer als ein Wiesel, suchte sich klein zu machen wie eine Maus und drückte sich in die äußerste Ecke zwischen Spind und Wand. Man sah eigentlich nur die entsetzt aufgerissenen Augen und die schwarze Nasenspitze, die versagte und sicher erbleicht wäre, wenn sie es gekonnt hätte.

Dommelfei hielt in der einen Hand die Axt, in der anderen einen struppigen Reiserbesen und bedrohte Zinner auf gräuliche Art. Ihre Brillengläser funkelten. Wie ein Leuchtturm mit zwei Blinkfeuern stand sie vor Zinner.

„Hast du den wohnlichen Raum mit deinem Unrat

geſchändet, du Fahrläſſiger!? Du reißender Satan, du donnernder Drache! Du Laſterbündel!“

Als ſie Mario in der Tür erblickte, fuhr ſie herum, ſchwieg und trollte ſich knurrend.

Mario ſchloß aus dieſer Szene, daß Dommelfei anfing Zinner zu lieben.

## Zehntes Kapitel

# Der Förster

Der Wald ruhte und rauschte in der Pracht des einsinkenden Sommers, Marios Tage waren von Glück erfüllt. Das Licht oder die Stuben- und Hausgeräusche Dommelfeis weckten ihn, früh oder spät am Tag, und Sommerluft und Waldfreiheit öffneten ihr duftendes Reich. Das morgenselige Draußen strahlte an den Fenstern in Gold und Grün. Der Harzgeruch des Sonnenscheins zog ihn in die Baumheimat, er begann seine Wege oft wie in einem Rausch, lachend und singend ohne Grund und Sinn, taumelnd vor Freude.

Die nähere und weitere Umgebung der Waldhütte kannte Mario jetzt gut, er hatte den Lauf des Flusses erforscht, der von Norden her in den See einbrach und ihn im Süden verließ. Nach seinem Austritt aus dem großen Gewässer wandte er sich nach Westen, empfing bald darauf den Waldbach, der dicht bei der Hütte entsprang, und teilte die Landschaft in Wald- und Feld-

gebiet. Jenseits seiner Ufer, wohl drei Stunden weit von Dommelfeis Behausung entfernt, erstreckten sich im Hügelgelände weithin bebaute Felder; die Hänge der Flußufer, zerklüftet und wild, von lichtem Busch bestanden, ließen einen weiten Ausblick in das gemiedene Land der Menschen zu. —

Der Morgen war so friedlich an diesem feierlichen Tag, so voller Erwartung und Glauben, als sei nichts mehr zu erfüllen, und doch ward das Geheimnis tiefer und tiefer mit dieser Sommerstille. Mario hatte sich nach Westen gewandt, der See lockte ihn immer wieder, er führte neues Fischgerät mit sich und Pfeil und Bogen.

Als er an das Ufer kam und die blaue glitzernde Fläche sich vor seinem Blick ausdehnte, machte er plötzlich, von einem glühenden Verlangen ergriffen nach der blau dämmernden Ferne des anderen Ufers, aus Hemd und Fellhose ein Bündel, band es sich im Nacken fest, verbarg sein Gerät im Schilf und suchte die schmalste Stelle des Gewässers. Dort gab es jedoch das meiste Schilf, so wählte er lieber einen breiteren Übergang und ermaß die Entfernung lange, denn er war entschlossen, den See zu durchschwimmen. Die Sümpfe

gegen Norden machten ein Fortkommen unmöglich, er war dort schon einmal fast bis an die Hüften versunken bei seinen Versuchen, an die andere Seite der Seeniederung zu gelangen. Die unbekannte Welt des fremden Ufers lockte ihn mächtig. Zwar hatte ihn Dommelfei gewarnt, nicht eben ein Verbot war es gewesen, aber sie wollte nicht gern, daß er die Forsten des Schloßguts durchstreifte.

Die Flut, warm und lind, umfing seinen Körper, er schwamm leicht und rasch, ohne Pause und beharrlich, bald auf dem Rücken, bald mit schräg vorgestoßenem Arm, das ging am raschesten, Stirn und Wange teilten die Flut. Mitten auf der Fläche gingen leichte Windwellen, die große glitzernde Leere beunruhigte den Schwimmer; er vermißte das Dach des Waldes und ängstigte sich, da er sich ausgesetzt und verloren in dieser Ebene vorkam, auch war es weiter, als er geglaubt hatte. Wie grenzenlos der Himmel blaute! Er sah sich nicht um und schwamm ruhig.

Vor sich und so weit sein Blick zur Rechten und Linken auszog, erblickte er Wald, nur Wald, kein Haus, kein freier Wiesenfleck oder bebaute Felder schreckten ihn, aber er war doch erleichtert, als er den

Sandgrund unter sich erkannte und endlich festen Fuß fassen konnte. Er blieb im Wasser, solange es ihn deckte, und richtete sich erst unter den Buchenzweigen auf, die über die Flut hingen, Schilf gab es hier nicht. Sofort war er im Grün verschwunden und legte sich ins Moos um zu ruhen, die Kleider warf er in die Sonne, mochten sie trocknen oder nicht.

Er ließ jedes Glied des Körpers schwer und willenlos sinken und schloß die Augen, nur sein Gehör wachte und nahm die altgewohnten, längst vertrauten Stimmen der Lebendigen des Waldes auf; der See plätscherte nicht, der Wind kam von Südwesten. In naher Ferne lärmten Krähen und Dohlen in großer Erregung um eine Baumkrone, wahrscheinlich bekämpften sie eine Eule, oder ein Räuber bedrohte ihre Nester. Jetzt bereute Mario, daß er die Waffen nicht mitgenommen hatte, nur sein kurzes Messer stak im Hosenleder, innen wohlverborgen, wie Dommelfei die Schnalle befestigt hatte.

Als er aufbrach, stieß er nach kurzer Zeit auf einen Pfad, der nicht von Tieren stammte, und zögerte, die Bäume standen hoch und in weiteren Abständen voneinander als drüben, so ordentlich und angebaut wirkte

dieser Wald; es gab wenig Unterholz, nur hohe Farnkräuter mit verzweigten Wedeln, Waldtulpen und braune Kuckucksblumen; man spürte die Pflege der Menschen, überall ließ sich weithin in die Runde spähen, das machte beklommen.

In der Ferne zur Linken schimmerten tief die Goldaltäre beschienener Büsche und lockten. Als Mario sie fast erreicht hatte und einen Hang niedersprang, sah er dicht vor sich im Laub und Gekräut das matte Feuer eines Fuchsfells aufblinken — wahrhaftig, es war ein Fuchs, der nicht flüchtete. Was bedeutete das? War das Tier zahm oder wund? Der Kopf mit gefletschten Zähnen war ihm wie in einem grimmigen Lachen zugewandt, der Körper in unsicherer Haltung an den Boden gedrückt, nicht lauernd und nicht schutzsuchend.

Mario konnte den Fuchs nicht mehr darüber täuschen, ob er ihn entdeckt hatte oder nicht; sein jähes Anhalten in Schritt, Blick und Gebärde waren zu verräterisch gewesen; so blieb er stehen und ließ die Augen suchen. Da erkannte er, daß der Vorderfuß des Tiers in die Halbbogen einer Schlagfalle geraten war, zwei rostige, geschwungene Sägen hatten vom Boden her grausam zugebissen, der Fuchs war gefangen.

Der Knabe trat langſam näher, ganz unmittelbar war ſein Entſchluß gefaßt und gefeſtigt; er wollte dem Tier ſeine Freiheit zurückgeben. Ein ſo leidenſchaftlicher Jäger dieſes Räubers er ſelbſt geweſen, ſo wild und heiß ſeine Freude mit dem erſten Erfolg aufgelodert war, jetzt ſtand er auf ſeiten des Gefangenen; es kam ihm überhaupt kein anderer Gedanke, auch nicht der an Dommelfeis Verlangen nach dem Fell.

Aber wie ſollte er ſolchen Entſchluß ausführen? Der Fuchs ſah nicht aus, als ob er ſich anrühren ließe, und die Falle mußte feſt im Boden ſitzen; was hätte es auch genützt, ſie aus dem Erdreich zu löſen? Zu öffnen war ſie beſtimmt, jedoch der Gefangene, aufs äußerſte gereizt, von Schmerz gepeinigt und in Zorn über die Hinterliſt des Menſchen, war ſicherlich jetzt keinerlei Einwirkung zugänglich.

Mario trat ganz nah, ließ ſich auf die Knie nieder und ſah den Fuchs an. Die Tieraugen, ruhig, groß und wach, ließen nicht einen Augenblick von ihm, fingen jede ſeiner Regungen, ohne Zorn oder Angſt zu verraten. Die Faſſung und Würde des Tieres bedrängten Mario bis zum Schmerz; er wußte genau, der Fuchs würde gewaltig um ſich beißen, ſobald er ihn oder die

Falle berührte; ſeine Schlauheit ging nicht auf Koſten ſeines Muts, und man konnte ihn nicht überreden. Du lieber Gott, was ließ ſich tun?

Es war ein älteres männliches Tier, von breitem Nacken und ſtark von Körper. Wie er ſeinen Schmerz verbiß, denn ſicherlich litt er große Qualen. Das Vorderbein, dicht über dem Gelenk im Eiſen, hatte kaum Blut verloren, es ſchien nicht gebrochen. Der Boden zeigte keine Spuren eines ſinnloſen oder verzweifelten Kampfes; lange konnte der Gefangene unmöglich ſchon in dieſer Lage ſein. Die Lockſpeiſe ſah aus wie rohes Fleiſch mit Federn daran, ſie war halb verſcharrt.

Mario überlegte hin und her. Jetzt hatte er's! Er ſtand auf und ſchnitt im Gebüſch ein Stämmchen von der Dicke ſeines Arms und der Länge ſeines Körpers und ſpitzte es zu. Mit ſolchem Gerät mußte es möglich ſein, die Zange der Falle von oben her aufzuſtemmen, ohne daß der Fuchs ihn erreichen oder hindern konnte. Der kleinſte Spalt würde genügen, und das Bein war heraus und frei.

Mario geriet in fröhlichen Eifer; der Fuchs ſah ohne erkennbare Anzeichen von Furcht auf ihn hin; aufmerkſam ſpiegelte das dunkle Augenpaar ohne Auf-

hör das rätſelhafte Beginnen des kleinen Menſchen, des Feindes, des Gehaßten und Gefürchteten. Die Ohren forſchten, als bewegte ſie wechſelnder Wind. Sein Tod ſchien ihm gewiß, und doch war jeder Nerv, jede Willensſpannung in ungebrochener Gier auf Leben und Freiheit gerichtet. Er jammerte und ſtöhnte nicht, faſt ſchien es, als wünſchte er ſeine ſchreckliche Lage zu verheimlichen. Sicherlich verſtand er zu ſterben; er wollte es ohne Geſchrei tun. Es gab kein Mitleid in der Welt, keine Hilfe, keine Gefährten, es gab nur die eigene, ach, ſo ſchmählich gehemmte Kraft, die bis auf den letzten Hauch bereit war zu wirken und zu verſprühen.

Ohne Erregung oder Haſt arbeitete Mario, vorſichtig und ruhig, gelaſſen auf ſein Werk bedacht. Nichts im Wald ließ ſich mit falſchem Eifer und Ungeſtüm erfolgreich zu Ende führen; die kleinſte Weidenrute widerſtand, wenn man nicht klüger war als ſie.

Als er den zugeſpitzten Stamm wie einen Keil zwiſchen die Eiſen der Falle ſtemmte, hörte er hinter ſich ein derbes Bodengeräuſch wie ſchwere Niederſprünge, und ehe er ſich umgedreht hatte, packte es ihn mit mächtigem Druck wie eine weiche, derbe Kralle im Nacken und ſchleuderte ihn ſo mächtig zur Seite, daß er geſtürzt

wäre, wenn die wilde Kraft, die ihn warf, ihn nicht zugleich gehalten hätte. Er schnellte herum und griff mit beiden Armen und Händen zu — so stand er, niedergebeugt durch die Wucht der Faust, die ihn hielt, vor einem großen Mann in einem grünen Gewand wie in einer Uniform, und ein bärtiges dunkles Gesicht schaute kalt und grimmig auf ihn nieder. Es donnerte ihn ein Fluch an, als gälte es, den ganzen Wald mit einem einzigen Satz zu vernichten.

„Hab' ich dich endlich, du Strauchdieb, du Mörder und Räuber! Das Fuchsfell hätte dir gefallen, du Schandlümmel!"

Mario befiel eine furchtbare, nie gekannte Wut, die ihn aller Gedanken beraubte und jede Besinnung verbrannte. Er fühlte sich wie von einem schrecklichen Feuer erfaßt, das ihn in grellen Wirbeln ganz erblinden ließ. Der einzige Bewußtseinsblitz, der ihn noch bei Klarheit hielt, war die Todesangst um seine bedrohte Freiheit.

Er schnellte sich an dem Arm empor, der ihn hielt, wie an einem Ast, zwängte den Kopf mit einem wilden Ruck aus der Zange der derben Faust und biß mit der ganzen Kraft seiner Kiefern zu. Er hatte den Daumen-

ballen des Förſters erwiſcht; er biß durch, bis er den Knochen zwiſchen den Zähnen fühlte.

Ein furchtbares, tierartiges Gebrüll brach aus dem ſchwarzen Bartwald dicht über ihm hervor; Mario fühlte ſich losgelaſſen, ließ aber ſelbſt nicht locker, da er noch ſtürzte und ſtolperte, ſo wild wurde er gezerrt und geriſſen. Jetzt hatte er Boden unter den Füßen und ſtand, aber ehe er den rettenden Satz in die Büſche vollbrachte, traf ihn ein Fauſtſchlag gegen die Schläfe, der die ganze Welt kurz und ſchrill aufflimmern ließ. Dann wurde es dunkel. Er fühlte ſich in dieſe Finſternis ſinken und glaubte, es ſei der Tod.

Er hatte feſt zugeſchlagen, der Grimmige, in ſeinem Schmerz; jetzt tat es ihm leid. Er band dem ohnmächtigen Knaben die Hände, nachdem er eilig zuvor ein Tuch um ſeinen gebiſſenen Daumen gewickelt hatte, der mächtig blutete. Sofort kam es rot durch das Tuch und war nicht zu ſtillen. „Hole doch dieſer und jener den Waldteufel!“ Die ſeltſame Gewandung des Knaben tat das ihre zu Zorn und Verwirrung; wer hatte je ſolch einen Waldſchrat erblickt, faſt nackt und über und über braun, in einer Fellhoſe und mit langem, hellem Haar, das wie in goldenen Büſcheln von Stirn

und Nacken nach allen Seiten hin ins Moos fiel. — Die Hand ſchmerzte fürchterlich.

Wut und Erſtaunen, ja faſt etwas wie Scheu kämpften miteinander in der einfachen Seele. Noch bebend vor Erregung und ſcheltend nahm er die Feldflaſche und ſetzte ſie dem betäubten Knaben zitternd an den Mund; ein wenig Angſt hatte er jetzt auch.

Der Mann erſchrak über das Feuer in den Augen des Gefeſſelten, als er zu ſich kam und ſofort wieder zu wiſſen ſchien, was geſchehen war. Die gebundenen Hände verſetzten Mario in ſolch kalte, furchtbare Wut, daß er den Mann vor ſich ohne Bedenken getötet hätte, wenn er frei und mächtig dazu geweſen wäre. Er war zu ſtolz, um auch nur einen Augenblick lang zu verbergen, daß er wach und wieder bei Sinnen war. Keine Drohung, kein Zorn und keine Gewalt vermochten auch nur ein Wort aus ihm herauszubringen. Er ſchwieg.

„Dich will ich ſprechen lehren, Bürſchchen! Auf!"

Mario erhob ſich, die Bruſt erfüllt von Verachtung für dieſen Groben, Rohen. Er ſah, wie der Förſter den Baumknüppel ergriff, der für die Befreiung des Fuchſes geſchnitten worden war, und das Tier mit einem einzigen furchtbaren Hieb ins Genick erſchlug. Darin lag

alle die erneut aufſteigende Wut gegen Mario. Er zog den Toten aus der Falle, der warm, weich und ſchwer, ein rotes Bündel, leblos ins Laub ſank, und lachte grimmig.

Mario ſah den Fuchs an und dachte daran, wie der Tote ſein Geſchick als Gefangener ertragen hatte. Er ſah faſt flehend auf den Fuchs hin wie auf einen Troſt, auf eine Zuflucht und Rettung. Er ſenkte ſich ganz hinein in den Entſeelten, ſchloß ihn im Geiſt an ſeine Bruſt, liebte ihn, nahm zu ſich, was in Wald- und Sonnenluft entwich, zu den Seelen aller. Er flüſterte, nur mit den Lippen, zu dem toten Waldkind hinüber, ſein trotziges Geſicht ward zärtlich ...

Der Förſter ſah ſtarr mit offenem Mund auf Mario.

„Biſt du toll? He? Sprich oder ich bringe dich, wie du biſt, den Gendarmen."

Der Blick, der ihm antwortete, war jetzt voll Stärke. Der Knabe ſchwieg.

* *
*

Es ging nun zur Förſterei; Mario mußte voranlaufen und erhielt ab und zu einen unſanften Stoß, der ihm die Richtung andeutete. Er merkte ſich den

Weg genau. Hinter ihm stampfte es wütend und stöhnte zuweilen mit Krächzen, auch ausgespuckt wurde. Mario verwarf alle Gedanken an Flucht, mit seinen gefesselten Händen war er hilflos ausgeliefert. Weit war es nicht, das große, rote Haus lag schön und frei an einer Lichtung, mit braunen Holzbalkons und einem bunten Blumengarten; die blühenden Pflanzen wuchsen so ordentlich und artig wie in einer Stube. Hier also war es, wo er zuweilen von drüben aus hatte Rauch aufsteigen sehen. Ein großer Hund, braun und weiß gefleckt, sprang ihnen am Tor entgegen, halb böse über den Fremden, halb erfreut über den heimkehrenden Herrn.

Der Förster sprach kein Wort mehr. Er öffnete einen Holzschuppen mit schwerer, plumper Gittertür, stieß Mario hinein, nachdem er ihm die Fesseln abgenommen hatte, schloß die Tür und verriegelte sie. Drüben an einer Hütte bellte hell und schmerzlich schreiend ein kleiner schwarzer Teckel; er erstickte fast vor Neugier, Aufregung und Freiheitsdrang.

Mario ließ sich auf einem Haufen zerschlagenen Holzes nieder; ihm war Angst um seine Freiheit, nur um seine Freiheit. Die Drohungen des Försters, seine

Strafe oder Rache fürchtete er nur, ſoweit ſein Waldleben bedroht und ſein Aufenthalt verraten werden könnte. Ob es doch beſſer war, zu ſprechen, zu antworten oder vielleicht gar den Verſuch zu machen, die Gunſt dieſes Groben zu gewinnen? Mario verwarf den Gedanken mit Schauern; er wußte, daß der Anblick dieſes ſchwarzen böſen Geſichts, ja ſchon der Klang dieſer Stimme ihm jede Beſinnung und jedes Wort verſchlagen würden. Nein, hier führte kein Weg, lieber ſterben.

Es war ſpät am Nachmittag. Eine alte Frau kam um das Haus herum, ſpähte durch die Gittertür, ſchüttelte den Kopf, ſagte: „Ach, Herrjeh," und ſchlürfte wieder davon. Mario hatte es ſich auf Holzſpänen, zwiſchen Heu und alten Säcken ſo bequem wie möglich gemacht. Mit Warten, Hungern oder Dürſten würde man ihn nicht mürbe machen in dieſem Käfig, das konnte er. Es ſchien, als ob für dieſen Tag nichts Ärgeres mehr geplant war; niemand verließ das Haus. Er ruhte und ſammelte Kraft, vielleicht ließ ſich ſchlafen, ſchlafen war ſo wichtig.

In der Abenddämmerung kam der Förſter wieder zu ihm; war das zu glauben, er brachte Brot und einen

Krug mit Wasser. Den Arm trug er in der Binde, die gebissene Hand so dicht umwickelt, daß sie wie eine unförmige weiße Keule starr aus dem schwarzen Tuch hervorkam. Das gefiel Mario in einer grimmigen Genugtuung, nein, er würde nicht sprechen, kein Wort.

Der Förster gab sich allerhand Mühe, sogar mit einer Art Freundlichkeit versuchte er es, die Mario vollends abstieß. Er wollte wissen, wer sein Gefangener sei, wo er hauste, wer seine Eltern seien, wie er in den Wald gekommen wäre, was er darin zu suchen habe. Nichts, auch nicht ein Wort ließ sich aus diesem Knaben herausbringen, für einen Augenblick stand ein blödes Staunen im Gesicht des Erregten: „Bist du stumm, Junge?! Höre, ich lasse dich laufen, wenn du sagst, wer du bist."

Das gefiel Mario. Er hält mich für dumm, dachte er und schwieg.

Der Förster ging, ehrlich erbost und ratlos über so viel Verstocktheit. Er legte ein Schloß vor die Schuppentür, deren Trallen dick wie Zaunpfähle und mit Eisenbändern beschlagen waren.

„Morgen, auf der Gendarmerie, wirst du pfeifen lernen."

Dazwiſchen liegt die Nacht, dachte Mario.

Er aß und trank, rings umher lag alles ſtill; nur zuweilen, fern hinter dem Haus, klangen Wirtſchaftsgeräuſche und eine Pumpe. Nach guter Weile wurde der große Hund als Wächter aus dem Haus in den Hof entlaſſen; ein Licht ſchien noch eine Zeitlang in die Gartenbüſche aus einem Fenſter, das ſeitlich lag und nicht zum Schuppen führte. Im Dunſt der Dämmerung ſah man den gelben Lichtweg der Lampe wie eine Straße durch die Luft in die Obſtbäume ſcheinen. Der Himmel hatte ſich belegt; es fing an zu regnen und duftete ſtark und ſüß nach gemähtem Gras und Holunder. Der feuchte Erdhauch machte Mario das Herz ſchwer. Jetzt wartete Dommelfei, die Tür im Waldhaus ſtand offen, die Vögel ſchliefen an den Wänden, ſie holte die Tabakkiſte und die Flaſche ... Gott, oh Gott, es mußte einen Weg zur Freiheit geben!

Der Hund war ſeine ärgſte Sorge, obgleich er gutmütig ausſah. Erſt eine Stunde nachdem das Licht im Haus erloſchen war, begann Mario, ſich um das Tier zu kümmern, das anfänglich in Hof und Garten umhergeſtrichen war und jetzt vor ſeiner Hütte, nahe der Haustür, zu ſchlafen ſchien. Mario weckte ihn mit

kleinen Holzstückchen, die er zwischen den Trallen hindurch hinüberwarf und ahmte dann das Locken des Katers nach. Der Hund kam an die Tür; Mario tat, als suchte er die Katze hinter dem Holz und forderte den Hund zum Beistand auf, der sich in den Eifer hinein verlocken ließ und den Schuppen hastig umstrich. Als er wieder an die Tür kam, gab Mario ihm Brot. Er nahm es etwas herablassend, aber gottlob, er nahm es. So lernte er Mario kennen, der ihm furchtlos seine Hand überließ, empfing seine Witterung, verlor das Gefühl von Fremdheit und Feindschaft und ließ sich nach einer Weile sogar auf ein Spiel durch das Gitter ein. Mario wußte, daß er das Tier jetzt bei vollkommen arglosen Bewegungen und gleichmütigem Gehabe auch in der Freiheit nicht mehr zu fürchten brauchte.

Sein Messer lag im Wald, im Dickicht, wo er den Baum geschnitten hatte. Was half es ihm, daß er den Schuppen durchforschte, den Boden, die Decke, die gemauerten Wände? Da gab es Geräte, Schaufeln und Harken, Gieskannen, eiserne Gartenmöbel und Fallen, außer Holzscheiten, Kisten und Brettern. Ein schwerer Spaten war das einzige, mit dem sich zur Not etwas anfangen ließ; im schlimmsten Fall mußte man wagen,

auch grobe Geräuſche zu machen. Er dachte an Dommelfeis Rat: „Ein ruhiger Kopf geht durch engere Spalten als eine grobe Fauſt!“ Er wartete und ließ ſich zu keiner unüberlegten oder verzweifelten Anſtrengung hinreißen.

Jedoch langſam, mit der ſinkenden Nacht, die ſehr dunkel war, zog eine tiefe Trauer in ſein Herz. War dies wirklich das Ende? Er dachte an ſeine Mutter.

„Du haſt geſagt, ich ſollte im Wald bleiben und haſt verſprochen, mir zu helfen.“

Es raſchelte in den Spänen am Boden, ſchnarchte ſanft und grunzte vergnügt. Das war ein Igel, der das Gebiet nach Nahrung durchforſchte. Eine Weile lauſchte er dem Tier in einer wehmütigen Rührung; der Gutgeſinnte, Liebenswerte in ſeiner Freiheit beruhigte und tröſtete ihn. Da blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf: wie kam der Igel hier herein? Das ſchwere Geſtänge der Tür war viel zu eng gefügt, und das Tier brach längſt vor Mitternacht in der Abenddämmerung auf, es konnte hier kaum ſchon den Tag und die halbe Nacht verbracht haben, es mußte von außen her in den Schuppen eingedrungen ſein. Der

Gedanke ergriff Mario wie Feuer, aber er sprang nicht auf, er rührte sich nicht, er ließ es schwelen und lodern, bis es leuchtete.

Jetzt erschreckte er das Tier ein wenig; darauf blieb es lange Zeit still; dann trollte sich der Gestörte gemächlich, dem das Gebiet nicht mehr geheuer vorkam. Mario lauschte atemlos. Das Tier verschwand im linken Hintergrund, im Winkel bei den Kisten. Das ließ sich hören, so deutlich, als verfolgten die Blicke den dunklen Weg. Als die Kisten weggeräumt waren, entdeckte Mario in der Holzwand am Boden ein rechteckiges Loch, einen scheinbar längst vergessenen Durchschlupf für Hühner; die kleine Falltür hing noch schräg und halb gelöst an einem angenagelten Lederfetzen. Das Türchen führte an der Rückwand des Schuppens ins Freie, gegen einen Zaun zu; man roch den Holunder, den Schutt eines Abfallhaufens und Nesseln. Hier gab es kein Mauerwerk, die Bretter waren nach unten zu morsch und verwittert, der Boden trocken. Mario holte den Spaten, bedächtig, lautlos und so vorsichtig, daß auch nicht der Schatten eines Geräusches erklang. Es dauerte kaum ein paar Minuten, und die Öffnung war groß genug, um ihn hindurchzulassen. Er lauschte

lange und angeſtrengt hinaus, nur der Regen rieſelte, und das Raſcheln und Ticken der fallenden Tropfen im Blätterwerk der Pflanzen erklang.

Er zog die Kiſten hinter ſich wieder an ihren Platz zurück, wagte ſich langſam bis an den Bretterzaun hinaus und prüfte die Höhe; ſie war mit einem Sprung zu erreichen. An der anderen Seite begann Kiefernwald, jenſeits eines ſchmalen Wegs. Mario verbarg die Spuren ſeines Durchbruchs mit Sorgfalt und ſchüttete und drückte das Loch zu; der Spaten ſtand wieder am alten Platz. Er erreichte mit einem Sprung das höchſte Brett des Zaunes, zog ſich langſam und lautlos empor und ſchwang ſich hinüber. Kein Ohr hätte den Niederſprung am Boden vernommen. Er lauſchte. Der Hund rührte ſich nicht. Der Wind und die Geräuſche des Regens waren ihm günſtig.

Zur Freude war keine Zeit. Der halbe Mond mußte jetzt hinter den Wolken ſtehen; es war faſt lichtlos, aber Marios nachtgewohntes Auge erkannte zur Genüge Bäume und Himmel, Hindernis und Durchlaß, Richtung und das Auf und Ab des Erdbodens. War es das Auge allein? Oh nein, der ganze Körper mit allen Sinnen wurde zum Geſicht und Gehör, er

fühlte die Stämme im Dunkeln, ohne ſie zu berühren, Auge, Hand und Füße halfen nur.

Aber die heiße Freude, der Jubel ließen ſich nicht unterdrücken. Ein heller Kauzſchrei kam über ſeine Lippen; er mußte nach einer Weile ſtehenbleiben und ſich ſchütteln und wild und ungebärdig recken. Er nahm ſeinen Kopf in die Hände, er preßte ſeine Arme und Beine und warf ſich endlich ins naſſe Laub, das er mit beiden Händen an ſich raffte wie ein Weſen. „Mutter!“ ſtöhnte er in das ſchwer duftende Erddunkel, „Dommelfei!“ rief er, „Dommelfei!“

Er kam zu ſich, das Geſicht an der Rinde eines Baums, den er umarmt hielt, ſo daß alle Glieder ſchmerzten, und zornig ſchalt er ſich, benommen und faſt verſtört. Er mußte ſich für die Nachtgegenwart und die ſchwarze Waldwelt wecken; es dauerte lange, bis er ſeinen Sinnen wieder vertraute.

Elftes Kapitel

## Die Nacht

Eine halbe Stunde ſpäter hatte Mario im dunklen Wald ſein Meſſer gefunden. Er drückte es ans Herz und an die Lippen und barg es mit Sorgfalt in der Schnalle. Nun öffnete die Welt ſich kühl, nachtgrau und leer — er ſtand am See.

Der Regen prickelte in die dunkle Flut; draußen gingen Wellen, es rauſchte auch hörbar hoch in den Baumkronen über ihm. Ein tiefes Zagen befiel ihn, war das Angſt? Er mußte hinüber und jetzt, unbedingt jetzt in der Nacht, denn nur das Waſſer löſchte für die Hunde ſeine Spuren aus, und ſicher würde der Förſter mit dem Morgengrauen die Verfolgung mit Hilfe ſeiner Tiere aufnehmen. Was nützte ihm ſein Entrinnen, wenn die Spuren den Verfolger an die Stätte ſeiner Zuflucht führten?

Das fremde Element in der ungewiſſen Nachtweite drohte, geheimnisvoll ruhte und regte es ſich im eigenen

Weſen; es gab keine Macht, ihm Willensgewalt anzutun, ihm nah zu kommen oder mit ihm vertraut zu werden, wenn Licht und Blick fehlten. Es warnte aus dem Schwarzen heraus wie mit Worten, vom Ufer drüben war nichts zu erkennen, alle Geſtalt wich und zerging in Grau und Finſternis.

Mario traute ſeinen Kräften nicht. Es zog ihn übermächtig, ſich der nächtlichen Flut zu überlaſſen, um die Heimſtätte zu erreichen, und doch warnte ihn eine ſchwere, taube Stimme in der eigenen Tiefe, ein Einſpruch, den er haßte, ähnlich wie ein ſchlechtes Gewiſſen. Er wollte gewiß den Leichtſinn und den törichten Wagemut nicht, aber noch weniger die Feigheit.

Er ertaſtete einen Baumaſt über ſich und zog ſich daran empor. Es ging leicht und frei wie immer; er wiederholte die Probe nicht, um ſeine Kraft zu ſchonen. Kein Glied zitterte, das Herz ging ruhig. Hatte ſein Körper nicht den halben Tag hindurch geruht? Es mußte gelingen! Er zog die Kleider aus und verſchnürte ſie zu einem Ballen, machte aus dem Gürtel eine Schlinge, die ſich nicht zuziehen konnte, ſchwang die leichte Laſt in den Nacken und trat nackt und ruhig, langſam ins Waſſer. Es wurde erſt allmählich tiefer

und war wärmer als die Luft. Das letzte Zögern schwand in seiner Seele, als zerteilte sich eine Dunkelheit. Mit einem leisen, klagenden Ruf, in zwei seltsamen gesungenen Tönen, stieß er sich ab und schwamm.

Nach kurzer Zeit, die der gelassene Takt seiner Glieder ausgefüllt hatte, warf er sich auf den Rücken, um die Linie des zurückgelassenen Ufers zur Rechten und Linken noch einmal zu erblicken und zu ermessen. Er legte die Richtung seines Schwimmens und Wegs in einer traumhaften Sicherheit wie ein Lot auf den Uferstrich. Nachdem er dies Bild, diese heimliche Richtungsgestalt in der Nachtdämmerung wie sein einziges Wissen in sich aufgenommen hatte, wandte er sich wieder, das Gesicht ins Unsichtbare, Leere gereckt, und schloß die Augen.

Er dachte, dahinschwimmend, an das andere Ufer, er stellte es sich wie im Bilde vor, er ergriff es Zug für Zug mit der herausgestoßenen Hand, er umfing und umdrängte es mit der ganzen Inbrunst seiner verlangenden Seele, als zöge er es an sich. Die schaurige Ungewißheit entschwand, die dunkle Tiefe, über der er klein und verloren in der einsamen Nacht schwebte, war nicht mehr, die lichtlose Welt ward zur hellen farbigen Er-

ſcheinung der Uferſtelle, die er am Morgen verlaſſen hatte, an der er im gelben und grünen Schilf beim Erlengeſtrüpp ſein Fiſchgerät, ſeinen Bogen und ſeine Pfeile verborgen hatte. Die Pfefferminze duftete betäubend ſtark im Sonnenbrand der feuchten, heißen Uferbänke, und die Rohrſpatzen lärmten ...

Jetzt ſpürte er kühlen Wind im Nacken, es hoben und ſenkten ihn Wellen, die immer größer wurden, aber ſie überſchlugen ihn nicht. Er mußte ſich wieder auf den Rücken herumgleiten laſſen, denn ſeine Glieder ermüdeten, die Not ſeiner Mühe riß ihn aus dem Zuſtand von Sicherheit, der ihn eben noch getragen hatte. Er mußte nun in der Mitte des Sees ſein, wenn er die Richtung nicht verloren hatte. Das Kleiderbündel lag jetzt auf ſeiner Bruſt, es war völlig durchnäßt und ſchien ihm ſchwerer und ſchwerer zu werden, er erwog, ob es nicht beſſer ſei, die Laſt abzuwerfen. Der Gedanke an ſein Meſſer, das in den Kleidern geborgen war, hielt ihn davon ab.

Vielleicht ſehe ich jetzt ſchon das Waldufer drüben, wenn ich mich umſchaue, dachte der Knabe. Er begriff nicht, was ihn davon abhielt, den Augen ihr geringes Nachtrecht, ihre ſchwache Macht einzuräumen und

eine Probe seiner Sicherheit zu machen, aber er folgte dem Hang, der es verbot, und obgleich er jetzt die Augen geöffnet hielt, suchte er die Richtung nicht mit den Blikken. Jetzt überschlugen sich die Wellen mit leisem, prikkelndem Rauschen, das ihn immer eine kleine Weile am Ohr begleitete, sie leuchteten sogar ein wenig. Die Weite über ihm, ein graues Himmelsmeer ohne Anfang und Ende, drückte wie eine lichtlose Öde ohne Trost und Hoffnung. Seine Bewegungen wurden langsamer und langsamer, und er sehnte sich sehr nach einer Hand, die ihn halten möchte.

Da streifte es mit einem singenden, leise zwitschernden Raschеln seine Schulter, nun wieder, drückte sanft und ließ nach. Er hörte diese Laute der Natur wie Stimmen, aber sie verschwammen ihm in einer so großen Ermattung mit den Geräuschen und Berührungen des Wassers, daß er sie nur wie in einem schweren Traum vernahm. „Mario, Mario," sang da die Stimme an der Schulter deutlicher, „das ist das Schilf . . ."

Jetzt vernahm und fühlte er es als eine jähe, helle Gewißheit. Er warf sich mit letzter Kraft herum . . . dicht, ganz dicht vor ihm stand riesenhaft groß eine

ſchwarze Mauer am Himmel, hoch oben gezackt gegen das Gewölk, und im gleichen Augenblick berührte ſein Fuß feſten Grund. Er wollte aufſchreien vor Freude, aber es wurde nur ein gurgelnder Seufzer, jedoch der Boden der Erde, den ſeine Füße im Vorantaumeln berührten, gab ihm neue Kraft. —

Als er am Morgen durch den Geſang der Wogen erwachte im blaugrauen Frühdunſt, durch den das Pfeifen und Knarren der Reiherenten klang, ſprang er in einem Gefühl höchſten Glücks auf die Beine, ihm war, als ſei ihm an dieſem Morgen, zu dieſer Stunde ſein Leben neu geſchenkt worden.

Seine Kleider klebten ihm feucht am Leib, den nach Dehnung und Wärme verlangte, er hatte ſich tief in einen Schilf- und Riedhaufen eingewühlt vorgefunden, ins Gekräut der Waldböſchung verkrochen. Kaum daß ihm noch Erinnerungen an dieſe letzten Minuten des Wachens geblieben waren, er hatte den feſten Erdgrund im Dunkeln durchtaumelt, als letzten Gedanken eine Lobpreiſung, einen Dank im Sinn für die feſte, ruhige Bodenmaſſe, die ihn trug, die ihn leben ließ nach den ſchrecklichen Augenblicken dieſes Schwebens mit keuchendem Atem und todmattem Gliederringen über der

dunklen saugenden Tiefe des nachgiebigen Elements. Erst jetzt überkam ihn das volle Bewußtsein der überstandenen Not. Er sah das Wasser an, das träge und bleifarben im Morgenschein heranrauschte, drüben lag das Ufer wie ein grauer Wolkenstrich.

In einem Gemisch von Triumph und Zorn schüttelte er die Faust und lachte grimmig. Darüber kamen ihm Pfeil und Bogen und sein Fischgerät in den Sinn, die er am Morgen vor seiner Seefahrt am Ufer versteckt zurückgelassen hatte, und er forschte umher, das Gelände zu erkennen. Drei Schritte von seinem Landungsplatz und der Schlafstatt entfernt fand er im Schilf das Versteck seines Gerätes und seiner Waffen. Er überprüfte sie flüchtig und nahm sie an sich, ein scheues Lächeln auf den Lippen, nicht Selbstbewußtsein und nicht Dank, doch heller als beide.

In der Waldhütte zog ihm Dommelfei die nassen Kleider ab, als er ihr alles erzählte, sie hüllte ihn in eine Wolldecke und gab ihm Speise und Trank. Die heiße Milch durchrann ihn wie eine glühende Lebensfülle von solcher Kraft und Süße, daß er seinen Kopf für einen Augenblick an die Schulter der Alten legte, natürlich nur für ganz kurz, aber es mußte sein.

„Da sieht man es ...“ sagte Dommelfei. Sonst sagte sie nichts.

* *
*

Zwei Tage darauf kam der Förster. Es war gegen Mittag und ein wahres Glück, daß Dommelfei ihn vom Fenster aus unter den Bäumen herannahen sah. Es regnete immer noch, und beide waren zu Haus. Mario, der neben ihr am Tisch saß, Steinpilze schnitt und zum Trocknen auf Bastschnüre zog, sah die Alte zur Tür eilen, so rasch, daß er glaubte, sie sei toll geworden. Kann denn ein altes Weib so springen, dachte er, und sein Mund stand auf. Ebenso schnell kam sie zurück, und Mario fühlte sich am Kragen gepackt und zur Bettlade gezogen, ehe er auch nur ein Wort zu fragen vermochte. „Der Förster,“ flüsterte Dommelfei, als sie ihn ins Laub stieß und das Ziegenfell über Laub und Kind ausbreitete. „Rühr dich nicht, laß mich machen.“

Der Verborgene begriff, um was es ging. Eilig grub er sich tief, fest und sicher ins Laub, damit keine Bewegung mehr vonnöten sei, und strich innen die Blätter vor seinen Augen von der Ritze, die zwischen den beiden

unteren Bettbrettern der Lade, schmal wie ein Faden, den Ausblick und das Lauschen gestattete. Dommelfei schloß den Schrank nicht ganz.

Sein Herz schlug fürchterlich, wie eine Trommel, und saß plötzlich zu hoch, fast am Hals, jedoch er hatte Vertrauen zu Dommelfei. Nun hörte er es pochen. Die Alte rührte sich nicht, gleich darauf donnerte die Tür, und die ungewünschte Stimme draußen, Mario bekannt als das Grunzen des Teufels, begehrte Einlaß.

Jetzt erhob sich Dommelfei langsam, mein Gott, war sie denn lahm vor Entsetzen, sie schlürfte und rutschte dahin wie eine Greisin, wimmerte leise, schaffte mühselig an Schloß und Riegel herum und brachte sie nicht auf. Dann humpelte sie zum Fenster und öffnete es langsam ein Spältchen weit, nur Nase und Brille strebten scheu nach außen.

„Mein' ich doch, es habe geklopft," forschte sie ungläubig heraus.

„Freilich," lachte die rauhe Stimme draußen, „mach nur auf, Mütterchen, es geht nur um eine Botschaft. Sie kennt mich doch noch?"

„Der Forstmeister, ach sieh, der Forstmeister, warte doch der Herr, bis ich den Riegel aufgebracht habe, den

widerwilligen.“ Wieder dauerte es lange, sie blieb im Spalt der Tür stehen, als sie sich öffnete.

„Laßt das Hundsvieh draußen, ich bitt' recht sehr darum, mein Guter, den Vögeln und meinen Tierchen wird angst und bange vor dem großen Rachen. Mein Füchslein trifft der Schlag.“

Dem Förster war's recht. Man hörte einen Befehl. Nun trat er ein und sah sich um. Mario erkannte ihn deutlich, und sein Blut kochte vor Grimm; er hatte Mühe, sich ruhig zu verhalten, tat es aber sorgsam, obgleich Angst und Zorn ihn beben machten, ein sonderbarer Zustand hielt ihn gefangen, Erregung, Furcht und ein wildes, erheiterndes Gefallen an Dommelfei. Zum erstenmal fühlte er brennend, wie lieb er sie hatte.

Der Förster ging ohne viel Umstände durch die Stube zur Küchentür, öffnete sie und sah hinein.

„Verzeih,“ sagte er und kam zurück, „du wirst mich gleich verstehen, Alte.“

Dommelfei sah ihn starr und erstaunt an.

„Ist dies dein Haus?“ fragte sie langsam. Ihre Stimme klang drohend, der Förster sah sie an.

„Verzeih mir,“ sagte er noch einmal sehr laut, aber freundlicher, „du wirst gleich begreifen, was mich

plagt." Dommelfei brachte ihm wortlos einen Stuhl, immer noch kroch sie alt und gebückt dahin.

„Ist dir im Wald oder gar hier in deiner Hütte ein Bürschchen untergekommen, Mutter? Ein Teufelskerlchen in Leder und Fell, ein junger Dachs, aber ungebärdig, frech und scheu wie ein Wildkater? Sag es getrost aus, dir geschieht nichts. Ist dir etwas zerstört oder gestohlen worden in letzter Zeit? Gelbe Haare hat er, lang wie Binsen."

Marios Herz stand still, nun galt es, eine gescheite Antwort zu finden, aber Dommelfei antwortete überhaupt nicht. Nach einem Weilchen forschte sie:

„Was sucht der Schloßförster im Staatswald, und noch dazu so weit im Osten? Fehlt's an der Gesundheit, daß ich helfen soll? Schau ich recht hin, will's mir scheinen, als stünde es nicht gut. Die allgemeine, gute Weisheit, von Schwermut angefallen, kränkelt und wankt, das ist in den Augenwinkeln zu erblicken, am Schläfenpuls, am störrischen Blick. Gott gebe allen Gesundheit."

„Mir geht's gut," sagte der Förster betroffen. Er sah aus, als wollte er sich selbst ins Gesicht sehen.

„Danke für die gütige Nachfrage, Förster."

„Hörſt du ſchlecht, Mütterchen?“ brüllte der Mann.

„Was ſchreiſt du ſo?“ fragte Dommelfei erſtaunt und ſah ihm beſorgt das Geſicht ab, „ſteht's ſchon alſo? Fein ruhig und viel Geduld iſt ein Anfang zur Geſundung. Aber nicht umſonſt ſollſt du Dommelfei aufgeſucht haben. Wart ein Weilchen.“

Sie humpelte an den Bettſchrank, in dem Mario lag, und öffnete ihn. Der Knabe erſtarrte. Ihre Hände taſteten oben die Wände ab.

„Schau her, Förſter, hängt dort nicht im Winkel ein Krautbündel?“

Der Förſter ſah unruhig, mitleidig und ein wenig angſtvoll in den Schrank.

„Nichts da, Mütterchen, komm her und ſetz dich nieder, das iſt es nicht. Hör mich einmal an.“ Und nun begann er ihr brüllend und immer mehr in Zorn geratend die Geſchichte zu erzählen, die er mit Mario erlebt hatte. Dommelfei ſchien erſt jetzt zu gewahren, daß ſeine Hand verbunden war. Eifrig, und als habe er nichts als das berichtet, machte ſie ſich an den Verband heran und begann ihn abzulöſen. Der Förſter ließ es geſchehen, auch ſeine Sorge ſchien jetzt nur noch um die

Wunde zu kreiſen. Er ſah ſich noch einmal flüchtig im Raum um, räuſperte ſich unſicher und machte deutlich den Eindruck eines Menſchen, der ſich peinlich geirrt hat und ſein Ungeſtüm bereut, enttäuſcht iſt und ein wenig geplagt grübelt. Dann ſah er die Vögel an der Wand an und lächelte ſpärlich.

„Förſter, Förſter, das iſt kein Biß vom Fuchs!"

„Das habe ich auch nicht behauptet, alte Vettel. Gib das Tuch zurück; wie du ſiehſt, heilt es auf gute Art." Er nahm es ihr rauh aus der Hand, da er glaubte, ſie habe kein Wort verſtanden.

Dommelfei ſah den Förſter an, als graute ihr ſcheußlich, ſie zog ſich ſogar ein wenig von ihm zurück und murmelte unverſtändliche Sprüche. Es erweckte deutlich den Anſchein, als ſei ſie aufs höchſte geängſtigt durch dieſe Bißwunde. Der Mann prüfte ihr Gehabe ſorgenvoll, er ſah beleidigt und unglücklich aus, auch von der Seite.

„Haſt du einen Trunk?" forſchte er mit leiſer Stimme. Man ſah an ſeinem Blick, daß er immer noch mißtrauiſch war.

Die Alte rührte ſich nicht. Mario lachte das Herz im Leib, oh, er hatte wohl geſpürt, daß dieſes leiſe

Sprechen des Förſters und ſeine argloſe Frage eine Falle geweſen war, um Dommelfeis Schwerhörigkeit zu erproben, aber ſie kannte nicht nur Wald und Tiere, ſie kannte den Menſchen auch und ging ihm nicht hinein in die Schlinge, dem Schlauen. Nichts hatte ſie gehört, kein Wort.

Jetzt fiel ſie in eine langatmige und weinſelige Klagerei, während der Förſter ungeſchickt und ſorgſam den Leinenlappen wieder um den gebiſſenen Daumenballen wickelte. Der Biß gab ihm plötzlich auf ungewiſſe Deutung hin beträchtlich zu denken. „Ach was," brummte er, „alte Hexe; ein Menſch bleibt ein Menſch."

Der Knecht von Lügenkamp hätte ihr die meiſten Kräuter von der Apotheke her wieder zurückgebracht, klagte ſie, es ſei traurig um die Heilkunſt beſtellt, und traurig um den Erwerb, kaum daß man das Nötigſte noch zuſammenbrächte. Da vermeinten die Leute nun, die gottgegebene Heilkraft der natürlichen Himmels- und Erdgewächſe mit allerhand künſtlichen Gemächten vertauſchen zu können. „Vergeßt ſie nur alle," rief ſie drohend und ſah wirklich ſo ernſtlich grimmig aus, daß man ihr glauben mußte, „hundert und hundert Jahre des weiſen Forſchens, der ſorgſamen Erprobung haben

die gute Wiſſenſchaft erzeugt, und nun ſoll ſie nichtig ſein, wie Schabernak und Trug?! Hilft die Nardis den Pferden nicht, wenn ſie an Drüſen leiden, färbt das Wolfskraut die Wolle nicht mehr? He, ſag es aus!"

Der Förſter, der weder Pferde noch Schafe hielt, antwortete nicht. Er ſprach unwirſch und mitleidig vom Krieg und der Teuerung, kam dann auf die Beſchwerden ſeines Berufs und auf die Verwilderung in Land und Wald zu reden, Strauchdiebe und Wilderer gäbe es die Fülle, niemand ſei ſeines Lebens mehr ſicher. Mario ſah, es beſchäftigte ihn etwas anderes. Endlich, mitten in ſeiner Rede, hielt er inne: „Geſchloſſen und verriegelt war der Kerker am Morgen, nicht ein Brett war verrückt und der Hund war los ..." Dann bat er noch einmal um einen Trunk, diesmal lauter und redlich. Dommelfei ſchlürfte in die Küche und brachte ihm Waſſer. Ob er nicht ein wenig bleiben wolle, es ſei einſam im Wald und gäbe ſelten eine Anſprache. Ihre Hand, die das Glas reichte, zitterte heftig.

Der Mann ergriff das Gewehr und warf es ſich über die Schulter, nachdem er getrunken hatte. Mit halber Freundlichkeit nahm er Abſchied und trollte ſich. Dommelfei blieb in der offenen Tür ſtehen und ſah ihm

nach, er ſchaute ſich nicht um und verſchwand zwiſchen den Stämmen. Offenbar wollte er den See von Norden her umgehen, um heim zu gelangen, denn er hatte Richtung um das Haus herum auf Weſten zu genommen. Vielleicht auch, daß er den Schuppen zu durchſuchen trachtete, der Gründliche. Mochte er. Jedoch am frohen Gebell des Hundes, das mehr und mehr verklang, hörte ſie, daß er davonzog.

## Zwölftes Kapitel

# Der Marder

Mario erlebte mit der Zeit etwas ganz Wunderbares, das ihm mehr und mehr deutlich wurde, er erlebte, daß er Dinge wußte, die er niemals erfahren hatte. Wie sonderbar und beglückend das war. Da kam er an eine tiefverwachsene Stelle im Hochwald, die von wilden Farnen dicht bewuchert war, weiter hinaus Buschwerk, Berberitzensträucher, die verblüht waren und schon die locker hängenden Dolden der noch grünen länglichen Beeren trugen, und ein Netz von Schlingpflanzen, deren verwelkte Blütenbüschel weißlich wie Schimmel glänzten. Am Boden wuchsen hochgeschossene Stauden der Blaubeeren wie winzige Bäume. Es lockte ihn an den Rand dieser kleinen Wildnis, es roch so sonderbar nach ... ja, wonach roch es nur? Oder hörte er fremde Laute, vielleicht auch, daß er einen Schatten, einen Farbfleck hatte wandern sehen, oder ein Waldatmen erlauscht, nicht Tierodem noch

Wind ... rief nicht der Vogel dort angſtvoll und beklommen, anders als ſonſt?

Mario wußte es nicht zu ſagen, aber er folgte ſolchem Hang und Schauen, das kein Sehen war, ſolcher Ahnung, die wie heimliche Gewißheit, wie Bohren und Ziehen lockte, und drang ſehr vorſichtig und langſam ein, als ſei alles, was er empfunden hatte, ſchon eine Mahnung zur Achtung geweſen.

Richtig, da hob ſich dicht hinter dem Rand des Buſchwerks ein großer Erdhügel, ein ungeheurer, vermoderter Baumſtumpf faulte, von weichen Mooswänden noch wie von dicker grüner Haut in ſeiner Form erhalten, und ringsumher, auf ſandiger Böſchung, ſchimmerte es weiß von Knochenreſten und bleichenden Schädeln kleiner Tiere und Vögel. Hinter dem Stumpf, zwiſchen zwei Wurzelwällen, führte es, blank ausgetreten, dunkel und deutlich in die Erdtiefe. Es war die Wohnſtätte eines großen Waldtiers, ein Fuchs- oder Dachsbau. Vielleicht war er leer und längſt verlaſſen? Nein, ſicherlich nicht, Mario wußte es mit großer Beſtimmtheit, aber er hätte nicht ſagen können weshalb. Es geſchah ihm dann wohl, daß er ganz ohne Abſicht, kaum daß er es wußte oder gar ſeiner Naſe beſonderes

Vertrauen entgegenbrachte, hart am unterirdischen Gang die Luft der Erde einsog, den Boden absah und abtastete, als suchte er im Dunkel nach einer Münze, die Trockenheit und Festigkeit der Lochränder prüfte, oder Abstand von der Stätte nahm und alles mit den Augen maß, als könnten sie mehr als nur sehen. Es ging auf ihn über und offenbarte sich, er erlebte und erfuhr, was er wissen wollte.

Bald irrte er sich nicht mehr. Die spätere Erfahrung gab seinem Tastsinn recht, einem verlassenen Bau forschte er niemals mehr nach, ein leeres Nest ließ er unbeachtet, ohne hineingesehen zu haben, er beschlich niemals mehr ein Schilfinselchen, in dem sich kein Wasserhuhn verborgen hielt und legte keine Schlingen mehr unnütz an unrechten Orten.

Nur eines wurmte und quälte ihn beträchtlich, daß er den Marder, dem er nachstellte wie seinem ärgsten Feind, niemals erwischte. Er vermochte ihm weder Schaden zu tun noch ihn zu verscheuchen, kaum, daß es ihm gelang, das Tier auch nur in seinen Gewohnheiten zu beeinträchtigen, es kam, ging, wachte und schlief und erreichte seine Beute, als gäbe es keinen Mario in der Waldhütte der Dommelfei, der ihn verfolgte und haßte.

Er brach in den Stall und trug ein junges Huhn fort, er drang selbst bei Tag in den Taubenschlag. Er nahm die Nester der Waldvögel im Buschwerk, Bäumen und Schilf aus, die Eier, die Brut und die heranwachsenden Tiere, kein Schlupfloch war ihm zu klein, kein Horst zu hoch, kein Bach zu reißend. Er kletterte und sprang wie das Eichhörnchen, schlich unhörbarer und unsichtbarer als der Fuchs durch die dichteste Niederung am Boden, verfolgte die Haselmaus bis in die zartesten Wipfel der schlanken Ruten und barg sich unter dem Aas, das die Krähen heranlockte. Die wilden Kaninchen waren im tiefsten Grund ihrer Bauten nicht sicher vor ihm. Die große Macht lag in seinem maßvollen und klugen Verhalten.

Wahrlich, er verwaltete sein Jagdgebiet mit Umsicht und schonte seine Beute, nie nahm er mehr, als er brauchte, und mied lange die Stätte, an der er Beute gemacht hatte. Er war dunkel und unheimlich auf seinen Wegen, wie der Teufel, zugleich verschlagen und vorsichtig, blutgierig und maßvoll, voll äußerster Spannung und Wildheit, doch niemals berauscht. Er wußte und überwachte alles im Wald, sein Gebiet war weit ausgedehnt.

Mario hatte ihn nur selten gesehen, jedoch sein Anblick steigerte sein Jagdgelüste bis zur Gier, es entspann sich ein Rangstreit, in dem beide ihre Kräfte maßen, aber der Marder blieb Sieger. Mit Marios Pfeil, der sicher traf wie eine Kugel, war dieser Schlange nicht beizukommen, da er nicht rasch genug flog, niemals fand der Knabe seinen Bau, obgleich er sich weder in Mondnächten noch am Tage Jagdruhe gönnte und seine Geduld bis zur Ausdauer pflegte.

Dommelfei mußte helfen.

„Den Baummarder wirst du nicht ausfindig machen," sagte die Alte, „er ist sehr listig und verschlagen, und sobald er sich verfolgt weiß, verläßt er die Gegend und Wohnung, in der du ihn gestört hast. Er hat deren viele und kommt niemals in die Häuser der Menschen. Am meisten verfolgt er die Eichhörnchen, die Birkhühner und Wachteln beschleicht er nachts, wenn sie schlafen. Du wirst ihn schwerlich in einer Falle fangen, denn er hütet sich, durch Bretterzäune oder Mauerritzen zu kriechen, und wenn du die Falle mit deinen Händen berührt hast, so weiß er es. Er liebt die dunkelsten Tannenwälder. Ei, du mein Kleiner, das wäre ein Glück für Dommelfei, brächtest du eines

Tages einen Baummarder. Sein Fell ist schön und kostbar, freilich, das ist es, mehr noch im Winter." Sie schwieg und sah Mario an, als wollte sie noch etwas hinzufügen.

„Er ist in unseren Stall eingebrochen, Dommelfei. Er hüpft mit erhobenem Rücken und klettert wie eine Katze."

„Oh nein, das ist sein mörderisches Brüderchen, der Hausmarder gewesen, ein blutiger Teufel. Dem Baummarder aber ist schwer beizukommen, er geht nicht zu uns. Er ist ein edler Jäger im Wald."

Mario sank der Mut, ihrer zwei gab es sogar, verschiedener Art, aber er ließ nicht nach. Sein Kampf mit den Mardern ging durch den ganzen Sommer und hätte ihn fast sein Leben gekostet.

Den Ersten fing er im Frühsommer in der Falle, kurz nach einem neuen Einfall, den der Tückische in den Stall gemacht hatte. Die Falle hatte sich in Dommelfeis Schuppen gefunden, und sie richteten sie sorgsam miteinander her. Mario band eine junge lebendige Krähe im Hintergrund der schmalen langen Holzkiste fest, die oben mit Draht vergittert war, und deren Türchen von innen her zuschlug, wenn die Mitte des Bo-

dens mit leichtem Gewicht belastet oder auch nur berührt wurde. Das Flachsfädchen, das die Schlagtür offen hielt, war dünn wie ein Haar und so zart verhakt, daß ein Sperling es hätte lösen können, der festgebundene Vogel konnte es nicht erreichen. Sie verbauten die Falle sorgfältig am Buschrand, dicht beim Hühnerstall. Dommelfei streute noch ein wenig Hanfsamen hinein.

Als Mario nach mancher Nacht eines Morgens erkannte, daß die Falle zugeschlagen war, stand ihm das Herz still. Er schlich herzu, der Marder hatte sich gefangen, aber er war tot. Welch ein prachtvolles Tier, größer als es in Marios Vorstellung lebte, fast anderthalb Fuß lang, braun gedeckt wie die Farbe des Bären, und unter dem Hals einen weißen Fleck, der auf die Brust überging. Das spitze Köpfchen mit dem kleinen Maul und den langen Barthaaren schlenkerte armselig und leblos, als nun Mario die Falle schräg hielt und kippte, er schüttete das Tier heraus, es Dommelfei zu bringen. — Da ... Mario schrie laut auf vor Wut — huschte es blitzschnell und lautlos ins Gebüsch.

„Oh, ich Tölpel, ich Tölpel," brüllte er. Wahrhaftig, er stampfte vor Zorn mit den Füßen, und die Morgenluft hatte unter seinen Faustschlägen zu leiden. Er hätte

heulen mögen vor Grimm und Scham, daß der Verschlagene ihn so schmählich überlistet hatte. Nicht einen Augenblick war er tot gewesen!

Nie durfte Dommelfei das erfahren, aber da stand sie in der Haustür und sah herüber. Sie lächelte nicht, sondern kam ruhig und gut herzu, ihr höhnisches Gemecker, ihr spöttischer Groll, all ihr Gemurre blieb dahinten, sie schien betrübt und verhielt sich schweigsam. Nun, so ließ sich denn doch berichten, was geschehen war, und später lachten sie miteinander über den Vorfall, Mario zuerst. Aber tief in dunklen Gründen der Brust kochte ihm der Grimm auf den Marder fort und fort, und er schwur heimlich, sich zu rächen und nicht zu ruhen, bis die Stunde seines Triumphes schlug.

Einige Wochen später, als er Steinpilze, Täublinge und Schweinsöhrchen im Hochwald suchte, und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Mooshügel in den Tannendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riß er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit größeres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem

buſchigem Schweif folgte ihm, deutlich erpicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelſturm durchs Gezweig, die Äſte hinauf und hinab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht zu folgen, da die Jagd oft längere Zeit im Geäſt und im Wipfel eines einzelnen Baumes tobte, er erkannte nun mit heißem Schreck, daß das Eichhorn von einem Baummarder verfolgt wurde. Zwei Fuß lang, zum mindeſten, war der mächtige Jäger, Mario ſah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiß war der Marder von Beutegier und Raubluſt erfüllt, daß er nichts ſah als ſein Opfer, das wirr vor Todesangſt und deutlich ſchon ermüdet um ſein Leben floh. An Schießen war nicht zu denken.

Einmal ſtürmten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und daran empor, ſo daß die Rinde kniſterte und ſprühte; nun wieder hoch empor ins Wipfelgezweig. Einen Augenblick war es totenſtill, und man ſah nichts, dann ſchnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der Baumſpitze in tollkühnem Satz über einen weiten leeren Raum hin ins untere Geäſt einer Föhre. Der Zweig, der es empfing, bog ſich mit der farbigen Laſt, das Eich-

horn klammerte sich im Anprall fest, wie ein Affe. Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgehuscht war es. Da, pfeilgerade, wie eine dicke braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, daß er das glänzende Fell blinken, die breite grade Rute flattern und den gelben Fleck am Halse aufleuchten sah. Es erweckte den Anschein, als flöge das Tier im Gleitflug durch die Luft.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gemessen nun, wunderbar bedacht, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolgs gewiß. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um die Stämme und Äste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie vor kurzem noch. Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich

wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Mäulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung.

Da fuhr es wie ein brauner Schatten von oben her blitzschnell um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quieken erscholl, erstickt durch den Biß des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zange seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärentatze des Marders preßte dabei das Eichhörnchen an sich, beinahe liebevoll sah es aus, grauenhaft weich und todesgnädig. Er ließ die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen.

Später, schon gegen Ende des Sommers, begegnete er dem Mächtigen ein zweites Mal. Es war an einem Nachmittag, tief in den Waldungen gegen Südwest, nahe der Schloßruine. An den Lichtungen der Flußwiesen leuchteten die roten Beeren einer Ebereesche. Es hatte geregnet, und umher tropfte es von den Blättern, aber das Himmelslicht durchbrach das Gewölk und

malte die Stämme mit roter Sonnenfarbe. Sie erglänzten in der Frische vor der feuchten Waldtiefe wie goldene Säulen eines Tempels.

Waldgrund und Wiesen dufteten stark, die Luft trug die Seelen der Pflanzen über das Erdreich. Vogelstimmen erhoben sich, und ihr Rufen mischte sich in den Tropfenfall. So belebend war die Frische, so durchdringend süß und rein der Lebenshauch, daß auch die welken Blätter am Boden die erloschenen Körperchen ins Dasein dehnten. Es gab nichts, nichts mehr, das nicht in den stillen Chor einstimmte, in das atmende Sommerwehen.

Im Ebereschenbaum regte es sich im Gezweig, kaum ein Rascheln war es, jedoch die Äste bewegten sich anders, als es im Windzug möglich war, auch rührte die Luft sich nicht. Es mußte sich ein Tier in den Zweigen zu schaffen machen. Mario stand so, daß er den Baum nicht gegen das Licht, sondern seitlich gegen den Hintergrund des Waldes erblickte, sonst wäre es ihm leicht geworden zu erkennen, was vor sich ging, denn die Eberesche ist spärlich belaubt, und ihre Äste wachsen licht und in Abständen voneinander; so aber mischte sich der Hintergrund der Waldtiefe in ihr Gezweig und Blätterwerk.

Er schlich im Wald zwischen den Stämmen entlang, um den Baum auf rechte Art zu Gesicht zu bekommen. Jetzt blieb es still in der Krone, wahrscheinlich war sein Schritt gehört worden, so leise er auch auftrat, vielleicht trug ein Lufthauch seine Witterung hinüber. Ein Eichhörnchen konnte es nicht sein, das Eichhörnchen ist leichtgläubig, neugierig, rasch erschreckt und verrät seine kleinen Sorgen, denn es fürchtet den Menschen nicht sehr, schilt und neckt ihn.

Mario hatte Pfeil und Bogen nicht bei sich, sondern die kleine Axt und das Haumesser, er war um Weidenruten für Korbgeflecht und Käfige unterwegs, auch betraf ihn schon jene Zeit seines Waldlebens, in der die Jagd ihn nicht mehr alle Tage freute, die getöteten Tiere befriedigten ihn wenig, er sann den Leblosen nach.

Er ließ sich auf den Boden nieder und schob sich auf allen Vieren im nassen Moos voran, auf die Esche zu, denn die Büsche am Waldrand waren niedrig. Nun sah er das Gezweig deutlich gegen den Himmel und blieb liegen, als sei er tot. Er erkannte in der unteren Gabelung, wo der Stamm noch dicker war, eine dunkle angeschmiegte Masse, die witterte und lauerte. Es war keine Ruhehaltung, sondern angespanntes Harren, in

einer Schutzstellung, die Stamm und Astansatz als Deckung benützte. Das Tier hatte ihn gehört.

Anfangs glaubte Mario es sei eine Katze, aber er hatte niemals beobachtet, daß eine Katze sich auf solche Art, langgestreckt und schlangenhaft ins Holz schmiegte. Er faßte sich in Geduld, denn er wußte, daß seine Geduld den Verdacht des Tiers besänftigte und die Aufmerksamkeit einschläferte. Er glaubte gefühlt und auch erfahren zu haben, daß Unruhe, Hast und Ungeduld sich wie eine Warnung auf das beobachtete Geschöpf übertrugen, selbst bei vollständiger Stille. Solange er eigensinnig und innerlich drängend auf das Hervorkommen oder Ausbrechen irgendeines Tiers wartete, oder darauf, daß es sich verriet, solange er die natürliche Aufmerksamkeit, die Vorsicht, das stumme Verharren irgendeines mißtrauischen Tiers willkürlich zu verkürzen trachtete, regte es sich weder noch kam es hervor. Sobald er aber alle Ungeduld verbannte, sich ruhig wappnete, ohne Gier und Drang verharrte, löste sich drüben die Spannung auch, und das ins Auge gefaßte Geschöpf erging sich arglos und beschwichtigt nach seiner Art. Wie dies möglich sein konnte, begriff er nicht, aber er wußte, daß es so stattfand und sich so verhielt.

Nach einer Weile regte sich der Unbekannte in der Baumgabel, richtete sich spähend auf den Hinterfüßen hockend empor, wobei er sich mit einer Pranke im Geäst festhielt, und Mario erkannte den Baummarder. Sein Herz hämmerte, er sann, wie ihm beizukommen sei und verwünschte seinen Gleichmut, in dem er die Waffen daheimgelassen hatte. Gerade jetzt mußte es ihm geschehen, daß er den Gehaßten auf ausgesetzte Art antraf.

Der Räuber schien jetzt völlig beruhigt und machte sich zu Marios Erstaunen daran, die Beeren der Ebereesche zu fressen. Er holte sich, bis an den Wipfel der höchsten Äste emporklimmend, die Dolden mit den roten Beeren heran und verzehrte sie gierig, jedoch ohne unschöne Hast, sondern fein sorgsam, appetitlich und deutlich mit großem Genuß. Mehr und mehr vergaß er alle Vorsicht, die Zweige raschelten und schwankten heftig, er schien sich nicht genug tun zu können und benahm sich sorglos.

Mario war etwa zwanzig Schritte von Baum und Marder entfernt. Im Geist spannte er den Bogen, ermaß den Abstand, wog den Pfeil und faßte, ohne zu zielen, die Beute ins Auge. Der Blick durfte nicht bei Pfeil und Bogen weilen, auch nicht zu lange verglei-

chend hin und her wandern, sondern am Ziel; die Hände hatten ihre eigene Geschicklichkeit — er knirschte vor Wut mit den Zähnen. Der Marder schmauste vergnügt und hingegeben.

Bei allem Grimm sah Mario ihn bewundernd an und gern. Wie eine kleine Art zwischen Bär und Katze bewegte sich der schlanke, kräftige Leib, die Pfoten, breit wie Hände, mit starken Krallen, zeigten sich geschickt und behende wie beim Eichhörnchen, das nicht große Maul wirkte zärtlich bei dieser Näscherei, die Ohren waren viel größer als die des Hausmarders, sie horchten übrigens nach keiner Seite, das Tier fühlte sich sicher. Marios Haß erlosch im Glück der Betrachtung.

Es schimmerte rötlich-aschgrau durch den dunkelbraunen Pelz, die gelbe Kehle blinkte zuweilen bei einer raschen Wendung auf. Die Nachmittagssonne lag voll und friedlich im Gezweig. Zierlich und imposant zugleich war dieses Tier, der breite, dichte und buschige Schwanz maß etwa die Hälfte der Körperlänge.

Oh hätt' ich dich, dachte Mario. Er überlegte, ob er das Tier aufscheuchen und angreifen sollte, wobei er den Versuch machen wollte, Axt oder Messer zu schleudern, er war geübt darin und vielleicht hatte er Glück.

Langsam löste er das Messer aus der Schlinge des Gürtels und legte, noch im Hocken, die Hand mit der Waffe weit hinter sich zurück. Seine Augen maßen gelassen Weite und Höhe, er wog gleichsam beide hinter sich mit der Hand ab, als wären es Gegenstände, die Hand mußte es wissen. Einmal hatte er mit dem Stein eine Pfeifente im Schilf getroffen, als sie sich aufschlug. Er sah die Bunte, Getroffene noch im Wasser kreisen ... erst mußte sein Herz ruhig schlagen. Ein kleiner grünschillernder Käfer arbeitete sich dicht vor ihm schwerfällig und übereifrig durch das Mooswäldchen. Ein Laubsänger flog herzu, erblickte ihn und flatterte hastig davon, ohne daß er den Zweig berührt hatte, auf dem er sich niederlassen wollte.

Was ging das den Marder an? Er witterte herüber, beide Ohren standen hoch und fest, genau auf Marios Versteck gerichtet, wie Spiegel, die sein Bild auffangen wollten. Es war still geworden drüben. Er sah das Tier langgestreckt von der Seite im hohen Geäst der Esche, den Kopf ihm zugewandt, unbeweglich.

Mario sprang nicht auf, sondern erhob sich langsam bis zu seiner ganzen Höhe. Kein Tier floh sinnlos vor einer ruhigen Bewegung, sondern es prüfte zuerst, was

geschah. Jetzt schleuderte er das schwere Messer, weit ausholend, mit großer Kraft, es rauschte pfeifend ins Geäst, haarscharf über den Marder hin, und grub sich weit hinter ihm in den Wiesengrund. Das erschreckte Tier war in zwei Sprüngen am Boden und nahm in hohen wilden Sätzen, mit gekrümmtem Rücken, Richtung auf den Wald, es mied das offene Gefilde und erreichte den Waldschatten an einer Stelle, an der es fast zugleich mit seinem Jäger eintraf, der ihm im Wald den Weg abzuschneiden suchte. Windgeschwind, hart an Mario vorüber, glitt es über den Laubgrund und verschwand unfern in einem hohlen Baumstumpf, der noch als halber niedriger Stamm im Grund stand.

Mario jubelte, es war ein lautloser Lichtwirbel von Glück, der ihm die Brust schwellte. Er sprang zum Stamm und schlug mit der Axt an das hohl und dumpf hallende Holz, um das Tier erneut zu beunruhigen, denn er brauchte sein Messer, das im Feld stak, und wußte, daß der Marder nach solcher Warnung den Bau nicht verlassen würde. Trotzdem wandte er keinen Blick von dem hohen Stumpf, als er, rückwärts schreitend, sein Messer holte. Zuvor hatte er den Eingang, den einzigen, den er fand, mit Moos und Gekräut so

dicht verstopft, daß nur nach zäher, langer Wühlarbeit ein Durchbruch gelingen konnte.

Als er sein Messer hatte und nun mit ihm und der Axt aufs beste gerüstet und bewaffnet war, suchte er den Boden in der näheren Umgebung des Stammes noch einmal sorgfältig nach einem zweiten Ausgang ab. Nichts war zu entdecken, der Marder war ihm sicher, wenn klug, geduldig, kühn und vorsichtig das Werk begonnen und vollendet wurde.

Es stellte sich heraus, daß der hohe Baumstumpf zermürbt, alt und morsch war, so gebrechlich, daß er fast ohne Werkzeug gestürzt werden konnte. Mario legte ihn mit wuchtigen Hieben um; er sank ohne Krachen und zerfiel fast ganz, der rötlich-braune Moderstaub sickerte in die deutlich erkennbare Erdöffnung zur Höhle. Nun nahm der Knabe die Axt, die er zugleich als Schaufel und Bohr- und Hiebwaffe benutzte, in die Rechte und in die Linke sein Messer und begann zu graben. Das Messer in der Linken, die er geschickt und sicher zu brauchen wußte, hob er, die Faust um den Knauf geballt, hoch an die Brust, unter seinen Hals, denn er wußte, wessen er sich bei einem Baummarder zu versehen hatte.

Es führte nur diese eine Höhle in die Erdtiefe; er war seines Erfolges ganz sicher und arbeitete entschlossen und ruhig, wenn auch mit heimlichem Beben der Erwartung und gesammeltem Mut. Als die Dämmerung sich schon über den Wald senkte, hatte er den Grund des Baus erreicht, er war leer. Es unterlag keinem Zweifel, hier half kein Forschen und Tasten mehr, kein erneutes Fahnden nach einem zweiten Erdgang; der Bau war leer, der Marder wie durch Zauber verschwunden. Niemals und nimmermehr konnte er den Bau verlassen haben, als Mario sein Messer vom Feld holte; kein Tier, das die Erde als Zuflucht sucht, verließ sein schützendes Versteck bei so deutlich angekündigter, ja sichtbar gewordener Gefahr; auch hätte er ihn auf seiner Flucht erblicken müssen, kein Auge hatte er von der Zufluchtstätte des Räubers gewandt, und der Eingang war dicht verstopft gewesen und geblieben.

Dem Knaben ward unheimlich zumute, wie durch Hexerei war der Finstere zu Nichts geworden, ins Nichts entwichen. Die Dämmerung drückte. Mario sah sich um und trat den Heimweg beklommen an; zum erstenmal befiel ihn etwas wie Grauen, und wenn er auch

über seine Furcht lachte und sich kindisch und töricht schalt, so dunkelte doch das Unerklärbare tief auf ihn nieder, es gab Dinge in der unheiligen Wildnis, die kein Gedanke auflichtete, die jeder Erfahrung spotteten.

Dommelfei hörte ihn ruhig an und ließ sich alles aufs genaueste berichten. Dann sagte sie, ohne zu lächeln und ohne einen Triumph ihres guten Wissens fühlen zu lassen:

„Ich will es dir sagen, Mario, wo der Marder gewesen ist. Er hockte in dem hohlen Stamm, den du umgeschlagen hast, und flüchtete nicht. Da hast du nun den verschlagenen Waldteufel."

Stumm und zornig hörte Mario ihr zu; er fühlte sofort, daß sie recht hatte. Dommelfei, ihn zu zerstreuen, da sie seinen Grimm und seine Enttäuschung mitempfand, fuhr fort:

„Wir hielten, als ich ein Kind war und mein Vater die Forsten verwaltete, in einem Gehege zwei Baummarder. Eines Tages, als der Vater fern war, ließ ein junger Bursche aus Kurzweil und Übermut den Wolfshund in den Tierkäfig der Marder, um zu erleben, was geschehen möchte, und damit die scheuen Waldtiere, die sich zumeist verborgen hielten, in Furcht und Auf-

ruhr geraten sollten. Da gab es kein Warten. Windgeschwind, wie fliegende Schatten, saßen die Marder dem starken Hund an Hals und Gurgel, und er wand sich verblutend am Boden, noch bevor er ein Geheul von sich brachte oder die mächtigen Zähne gebrauchen konnte."

Mario starrte vor sich hin. Nach einer Pause forschte die Alte:

„Weshalb verfolgst du den Marder? Glaube mir nur nicht, daß ein Tier schädlich sei. Das sagt wohl der Mensch, der einen besonderen Nutzen im gepflegten, entseelten Wald sucht oder auf seiner Siedelung, aber glaube mir, wenn du den Habicht und Marder, den Falken und Iltis, den Sperber und Fuchs in unserer Wildnis vernichtest und ausrottest, so kommt Unruhe, Verfall und Niedergang in den lebendigen Wald. Die Räuber schlagen und jagen die überhandnehmenden Getiere zuerst und alles, was vom guten Wild schwächlich und ohne rechte Lebenskräfte dahin- und nachkriecht. So erhalten sich nur die starken und lebenskräftigen Geschöpfe des Waldes und pflanzen die Art zu gutem Bestand fort. Da lasse du die Marder walten, solange sie nicht überhandnehmen."

Mario schwieg trotzig. Was wußte wohl Dommelfei von dem Feuer in seiner Brust. Nicht der Marder, sondern er, Mario, war der Herr im Wald.

Sein letztes Erlebnis mit dem Marder lag spät im Sommer, zu einer Zeit, in der sein Wunsch, die Tiere zu verstehen und ihr Leben und Wesen zu achten, längst sein Raub- und Jagdgelüste überwog. Er besaß damals schon seine neuen Pfeile, von denen noch berichtet werden soll und was sich mit ihnen verband; Dommelfeis heimliche Gaben gewannen für ihn an Licht, und er bat ihr, wenn auch im stillen, manchen Trotz und heimlichen Widerspruch ab.

Er entdeckte eines Spätsommertags, kurz nach seiner vergeblichen Jagd am Baumstumpf, im dunkelsten Tannenhochwald ein Krähennest im Wipfel eines alten, mächtigen Baums und erkletterte den Stamm, um den Bau zu erforschen. Kaum, daß er auf Beute hoffte, die Eichhörnchen warfen ihre Jungen, meist vier bis sechs an der Zahl, schon im Frühjahr. Er hatte beobachtet, daß die Pärchen für gewöhnlich mehrere Nester zugleich bewohnten, von denen eines besonders groß war. Oft hielten sie sich an leere Krähen- oder Elsternester, die sie nach ihren Bedürfnissen herrichteten.

Sie verwandten Reiser, Moos und dürre Blätter für ihre Wohnung, in hohlen Stämmen und Baumlöchern hatte er niemals ein Eichhornnest entdeckt. Nein, es lag ihm weit mehr daran, den mächtigen Baum zu bezwingen.

Er erklomm ihn mit großem Geschick und einer Sicherheit, die einen Zuschauer mit Erstaunen erfüllt hätte. Hände und Füße griffen gleichermaßen sicher und in fast blinder, traumhafter Sicht für die Vorzüge und Nachteile des steilen Wegs. Er zog, fast ohne es zu wissen, die Astgebilde hoch über sich schon in Betracht, wenn er tiefer unten den Stamm umglitt, hielt sich oft vor einem Hindernis, in schwindelnder Höhe schwebend, mit einer Hand fest und stand, ohne schon Griffe für die Hände zu haben, vollkommen sicher, frei auf einem Ast, der nicht stärker als sein Arm war. Er benutzte zur Not das Kinn oder schwang sich in den Knien zu einem Nachbarast hinüber, dessen Wuchs und Gestalt ihm bessere Gewähr für das Vorankommen bot. Bei alledem ging er so lautlos zu Werke, daß oft ein Vogel im Wipfel sein Nest erst verließ, wenn die Bewegung des herannahenden Körpers, hoch oben, den Baum erzittern machte.

Als er das Neſt erreicht hatte, an dem ihm plötzlich etwas fremd und neu vorkam, anders als er es kannte und nicht taub und windzerfahren, wie ſeine Vermutung ging, zögerte er eine Weile und umglitt den ſchon dünnen, ſchwankenden Wipfelſtamm, um die Witterung aus dem Bau durch die Windſtrömung in die Naſe zu bekommen. Noch war der ſchwere Dunſthauch ihm kaum bewußt geworden, noch überdachte er nicht, was er ungewiß und doch wie eine Warnung empfing, da ſchoß es dunkel und blitzgeſchwind aus der Tiefe des Reiſerbündels hervor, ſchnellte ſich um den Stamm, als wehte eine dicke, naſſe, dunkle Fahne, und er fühlte einen furchtbaren, ſchaurig durchdringenden Schmerz an ſeinem Unterarm.

Ohne zu überlegen, in inſtinktiver Abwehrbewegung gegen Hauch und Ahnung, die ihn befallen hatten, war ihm zuvor der Arm ſchützend emporgeraten, noch nicht bis vor ſein Geſicht. Auf dem Weg zum Kopf empor, vor dem Hals, trafen die Zinken des ſpitzen Gebiſſes den ſchützenden Arm. Das war ſeine Rettung vor dem ſicheren Todesbiß. Der Schmerz war ſo ſchneidend, daß ſich eine kreiſende Nacht für Sekunden über ſeine Sinne legte. Sein Fuß glitt ihm, mit dem wuchtigen Ab-

wehrhieb des gebissenen Arms, von dem dünnen Ast, der ihn trug, und er stürzte.

Marder! Marder! heulte es durch den peitschenden Strom von schlagenden Ästen, durch das widerlich grause Gefühl des Absinkens und der Todesnähe. Es war, als knatterte und prasselte der ganze Wald wie ein Weltensturz von unten her auf ihn ein, als wäre er in einen mächtigen Springbrunnen von Gezweig geraten. Seine Arme und Beine, weit gespreizt und wild hakend und greifend, rissen sich im Nadelwerk und Geäst wund, schleudernd und schaukelnd, betäubend stoßend und werfend ging es rasend hinab. Jetzt fühlte er einen Widerstand unter dem Knie, blitzschnell griffen die geschleuderten Arme kreisend um sich, er umwickelte wirbelnd einen zähen Ast mit Hand und Arm und fand Halt. Langsam sank der Körper, sich über seinem Kopf aus dem Himmelsgeäst lösend, rücklings ab, fast renkte es ihm den Arm aus, aber die Finger hielten fest wie Klammern aus Eisen.

Er schrie laut auf vor Grimm und Glück, ein Triumph, böse wie ein Fluch, verdrängte alle Schmerzen des gebissenen und arg zerschundenen Leibs. Als er, so heftig zitternd, als würde er ruchlos geschüttelt, auf

dem Waldboden anlangte, ſah er als erſtes, daß der eine Ärmel ſeines Hemds rot von Blut war — da kam auch der Schmerz und fiel ihn wie ein Raubtier an. Vom Marder war nichts mehr zu entdecken. Er riß das Hemd herunter und ſaugte die Bißwunde aus, das Blut auf den Nadelteppich ſpeiend und vor Wut blaß. Der Riß- und Stoßwunden am Körper achtete er kaum, Haut heilte leicht, und eine Tanne war nicht giftig.

Aber ſein fliegender Atem wurde in der hellen Glut der Stöße ſeiner Bruſt plötzlich zu einem lauten ſeligen Gelächter. Er ſchluchzte auf, und die Tränen brachen ihm in Strömen aus den Augen und liefen über das heiße, naſſe, bleiche Geſicht. Das war einmal ein Weinen! Es ſoll mir aber niemand glauben, Mario ſchluchzte, weil er Schmerzen empfand.

* * *

Nun gab es für Dommelfei zu tun, als er heimkam. Sie holte Aſchenkraut herbei, goß es mit heißem Waſſer auf, wie Tee, und verrieb den dick eingekochten Saft mit Hanf und Leinöl zu einer Salbe. „Dunkelgelb ſind die Strahlenblumen des Aſchenkrauts," er-

klärte sie eifrig, als sei nur dieses wichtig, „es hat dicht behaarte hohle Stengel und schmale Blätter, wie Zungen. Nun sollst du erfahren, wie bald und gut eine Wunde heilt."

So plapperte und plauderte sie, aber von Marios Mißgeschick sprach sie kein Wort. Sie wusch ihm den zerschundenen Körper, sie fragte nicht und klagte nicht, und obgleich sein Hemd in Fetzen war, kam kein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen. Sie dachte sich in ihrem Sinn: Da hat ihn nun der Marder scheußlich gebissen, und die Äste haben ihn geschlagen, was soll da ich altes Weib noch beißen und schlagen.

Dreizehntes Kapitel

## Die neuen Pfeile

Zuweilen lachte Dommelfei, die Alte, ihr tiefes, dunkelrollendes Lachen; wer es nicht kannte, sah sich um und suchte umher. Was waren das für Laute! Man sah sich versucht, rasch eine Frage an sie zu richten, nur wußte man nicht recht, wonach es eigentlich zu forschen galt. Ein wenig unheimlich dämmerte dann der Raum, es klang, als risse die Borke an alten Waldbäumen, oder als gluckste es im schwarzen Moorgrund.

Mario wußte, daß die Alte oft im Krieg mit der Welt lag, daß sie grollte, daß er dann auf keine Frage eine Antwort erhalten würde, oder eine, die absolut nicht paßte. Er lernte sie immer besser kennen und nahm sie in solch mürrischem Rumoren oder polterndem Sinnieren nicht anders als ein Wetterzeichen. Wunderbare Dichtung und tolle und weise Gedanken kollerten ihr im Kopf und Gemüt herum, wie anderen eine schwer

verdauliche Speise im Magen; sie wollten nicht bei ihr bleiben und wollten nicht heraus; selten wurden Worte daraus, selten verstand Mario sie recht, aber zuweilen behielt er sie doch im Gedächtnis.

Es war ihm längst deutlich geworden, daß Dommelfei kein beliebiges altes Wurzelweib sein konnte, das nichts als Pilze, Beeren und Kräuter sammelte, oder Vögel fing, weil ihr das Leben nichts anderes geboten hatte als solch ein Nebenpöstchen am Rand des Menschenwohlstands. Aus Andeutungen und kurzen Erzählungen hatte er geschlossen, daß sie gute Tage in gesitteter Menschengemeinschaft gekannt haben mußte, auch fühlte er es. Das Waldleben war ihre Wahl aus freien Stücken. Sie war nicht allein die alte Dommelfei im Tann, und fertig — oh nein, zuweilen schien es Mario, als sei noch eine ganz andere Dommelfei gewissermaßen hinter der sichtbaren, heller, feiner und reiner, daneben oder darüber. Ein geheimes Augenpaar in ihr sah auch auf sie selbst herab und lächelte mitunter über die närrischen und ärmlichen, die wichtigen und unwichtigen Dinge hier und rings umher im Irdischen.

Dies war höchst sonderbar und schwer zu erklären,

aber Mario empfand es, es gab Augenblicke, in denen diese heimliche, Tag für Tag verborgene Frau plötzlich als eine ganz andere deutlich gegenwärtig ward und wirkte, dann erschien sie dem Knaben als eine große Macht, die ihn verstummen und ehrfürchtig schweigen ließ. Er verstand noch nicht, daß hier eine große und starke Seele im rauhen Kleid ihrer Einsamkeit lebte, und begriff nicht, daß sie einsam war, denn er war es selbst, und wie alle, die es wirklich sind, dachte er nicht daran.

Mit hochbeladener Kiepe war Dommelfei im Morgengrauen des zurückliegenden Tages einmal wieder davongezogen und erst heimgekehrt, als Mario längst schlief. Er erwachte vom Rasseln des großen Schlüssels und vom Knarren der Tür. Mit der Alten kam der Mond herein, als würde rasch und lautlos ein weißes Tuch am Boden ausgebreitet. Dann malte sich ihr schwarzer, ungefüger Schatten mitten auf das Tuch, und der Wald rauschte herein. Es roch und wehte von draußen süß und kühl auf ihn zu, solange die Tür aufblieb, so daß er tief und ruckweise atmen mußte, als nähme die Brust, erschauernd vor beseligter Gier, eine himmlische Speise. Zinner regte sich mit einem schüch-

ternen Ansatz zur Wachsamkeit, und ein paar Vögel piepten im Schlaf.

Dommelfei setzte die Kiepe lautlos zu Boden, dabei sah sie zu Marios Lager hinüber. Er rührte sich nicht und tat, als ob er schliefe, obgleich ihn große Neugier plagte; aber erst wollte er wissen, was die Alte in der Nacht tat. Obgleich sie schwieg, gewahrte er, daß sie mürrisch oder traurig war, wie gewöhnlich, wenn sie sich unter Menschen begeben hatte. Sie ließ sich schwer und müde neben der Kiepe auf einen Stuhl nieder und seufzte stöhnend. Als sie den großen Hut herunternahm, sah Mario, daß ihre Stirn verbunden war, und begann zu zittern vor Mitleid, denn er ahnte, daß man ihr ein Leid angetan haben mußte.

Zinner, der Nachtgewohnte, kam langsam heran, scheu und angestrengt, die Nase weit vorgeschoben, witternd und tief an den Boden gedrückt. Sie nahm ihn an sich und streichelte ihn mit spärlichem Lächeln, dann sah sie die Vogelhäuschen nacheinander ab, nur ihre Augen wanderten durch die Monddämmerung in der Richtung der Käfige hin und her.

Mario wunderte sich über Zinner, den oft Gescholtenen. Die Tiere verstehen keine Worte, dachte er, aber

sie verstehen mehr als Worte. Da kam er nun an die Alte heran und begrüßte sie, die nie ein freundliches Wort für ihn gehabt hatte, als wüßte er über all ihre Grobheit hinweg, daß sie ihm wohlgesinnt war und nicht sein Verderben wollte, sondern sein Leben.

Dommelfei entließ ihn jetzt unsanft und schüttelte in das Walddunkel und die Ferne hinaus die Faust. Dann schloß sie die Tür, zog vorsichtig den Wandschrank ganz auf und beugte sich über Mario.

„Du schläfst nicht," flüsterte sie.

Mario rührte sich nicht, sondern atmete tief und langsam fort. Er stöhnte weder, noch warf er sich knurrend herum, das tut man, will man den Schlaf vortäuschen, in der Kinderstube, nicht im Wald und Waldhaus bei Dommelfei. Sie ließ von ihm und suchte in der Küche nach Schwefelhölzern. Sie schien zwischen einem Kienspan und einer Unschlittkerze zu schwanken, raschelte und klapperte mit Holz und Leuchter, nahm dann eine Kerze und zündete sie an, stellte sie, wieder im Zimmer, neben ihre Kiepe auf den Tischrand und begann auszuladen. Am seitlichen Rand zog sie ein schmales Bündel dünner Eisenstangen hervor, drei Spannen lang, nicht dicker als ein Bleistift.

Jetzt erwachte Mario sofort.

„Siehst du!“ sagte Dommelfei nur, ohne aufzuschauen.

„Gib her!“ rief der Knabe und sprang aus dem Bettschrank. Er nahm eine der Stangen, bog sie sacht, prüfte Gewicht und Widerstandskraft, Länge und Dicke.

„Gut! Wieviel hast du?“

„An die zwei Dutzend werden es sein, eine schreckliche Last, und teuer wie Gold.“

„Freilich, aber solche Pfeile fliegen und treffen, du sollst sehen! Gib her.“

Sie reichte ihm das Bündel, und als er es löste und die Stangen mit leisem Klirren durch die Hände gleiten ließ, schob sie die Kerze auf dem Tisch etwas zur Seite, als wollte sie ihm leuchten, sie tat es jedoch, damit das Licht auf sein Gesicht und auf seine gesenkten Lider fiel. In ihren Äuglein strahlte es.

„Wann wird es hell?“ forschte Mario.

„An die zwei Stunden vielleicht.“

Mario griff nach seinen Kleidern.

„Was hast du dir am Kopf getan, Dommelfei?“

„Scher dich um dein Spielzeug und achte mir im

Schuppen wohl auf die Kerze, die teure, daß nicht ein Unheil entstehe. Schaden, wohin man sieht!"

„Der Mond scheint hell genug. Ich brauche keine Kerze. Bist du gefallen?"

Dommelfei trat an die Vogelkäfige und antwortete nicht. Der Stieglitz war erwacht und rief sie, er weckte die anderen und machte sie munter. Nun pendelte es unter vielen Rufen und Stimmen an der Wand überall von Stange zu Stange, und Dommelfei holte den Futterkasten. Der Kreuzschnabel rief sein „gip, gip, gip", da war kein Halten mehr umher, alles flatterte, schrie und hämmerte an die Trallen. Mario ging mit seiner herrlichen Beute durch die Küche fort, hinaus in seine Werkstatt. Er strahlte vor Glück und froher Erwartung. Jetzt würde er ein großer Jäger im Wald werden.

Es war draußen so still, vor Anbruch des Morgenlichts, im sinkenden Mond, daß die Freude des Knaben sich von Gerät und Werk abwandte, die Seele breitete ihre Flügel weiter und höher aus. Es zog ihn fort in die heilige Stille, nie war die Welt so schön und geheimnisvoll gewesen. Seine Gedanken wanderten voll fremdartiger Trauer hinaus, aber die Nacht gab sie ihm beruhigt zurück.

Er kam an den Bach, der niemals schwieg, Tag und Nacht ging die helle Wanderschaft. Das Wasser brach aus schwarzen Gründen in die Mondflecke, belebte das weiße Licht, glitzerte auf, als schmölze Silber in den Kesseln, und trällerte sich selig fort. Mario ging auf die Waldwiese heraus, den Himmel zu sehen. Das hohe Blau mit dem gelblichen Mond wölbte sich kühl und weit über die schwarzen Mauern des Waldes wie über einem Tal. Er trat leise auf und wagte sich scheu in die Mitte der beschienenen gemähten Fläche, sein Fuß ließ keine Spur zurück, der Tau war noch nicht gefallen, noch zeigte sich im Osten kein Lichthauch des kommenden Tags, obgleich es hoch im Sommer war.

Mario legte sich in die Pflanzen und wartete mit ihnen auf den Tag.

Später dann, als es hell geworden war, im Morgenrot, sang er bei der Arbeit vor dem Schuppen ein Lied. Mit ihm belebte sich die Erinnerung an seine Mutter auf wunderbare Art; wenn Wort und Melodie erklangen, so erhob sich seine Mutter vor seinen inneren Augen, schaute auf ihn hin und lächelte. Sie hatte dies Lied wieder und wieder auf ihre Art vor sich hin gesungen, wenn es nach ihrer Leidensnacht hell an den

Fenstern wurde, oder wenn die Sonne auf ihr Bett schien.

Er sah sie dann so deutlich vor sich, daß alle Einzelheiten ihm wieder gegenwärtig wurden, und je länger er im Wald, mit Pflanzen und Tieren, Wind, Sonne und Sternen sein Leben dahinbrachte, um so mehr weitete sich sein Gemüt, die Seele der Mutter zu empfangen. Er erblickte ihre Züge, schmal und von Sorgen bleich, und die guten Hände. Der Hauch von ihrem Körper, von den Haaren und dem Tuch ihres Kleides wirkte auf ihn, als sei er noch so klein, wie er gewesen war, als er sich anschmiegen durfte. Sie lachte niemals wie andere Menschen, ihr Lachen und Lächeln hatte ein dunkles, holdes Gewicht, es rang sich schwer von Seele und Lippen, zögernd, als dürfe es nicht, wie das Harz aus den Wunden der Bäume rinnt, langsam und so golden.

Dommelfei hörte ihn singen, schlich an den Spalt der Küchentür und lauschte. Als Mario sie entdeckte, winkte sie ihm grimmig ab:

„Da singt er nun und verjagt, was kreucht und fleucht."

„Aber Dommelfei," rief Mario, „du kannst es ja

garnicht hören. Seit der Förſter da war, weiß ich, daß du dich allezeit verſtellt haſt mit deinem Hören, in Wahrheit biſt du taub."

„Da verhöhnt er die Retterin, der Schreihals."

Mario lachte. „Haſt du das Lied gehört?"

„Möchte es kein zweites Mal vernehmen. Wie lautet es denn, ſo ſag es mir her."

„Ich will es noch einmal ſingen," ſagte Mario unbefangen. Nach der rechten Melodie hub er an und endete:

„Komm zu mir herein,
lieber Morgenſchein.
Immer wieder. Noch einmal.
Süßer Hauch der Frühe.
Sorglos, ohne Mühe
blühen Berg und Tal.

Glaube Seele, es gelingt,
was der Vogel draußen ſingt."

Dommelfei drehte ſich brüsk herum und torkelte ins Haus, aber Mario ſah an ihrem Rücken, daß ihr das Lied nicht mißfallen hatte. Abends ſchrieb er es ihr mit

großen ungelenken Buchstaben, mit seiner des Schreibens längst entwöhnten Hand, auf ein Blatt Papier und barg es in ihrem Kräuterbuch, zwischen Zauberformeln, Rezepten und Sternbildern.

Jetzt kam sie zurück, dem Knaben bei seiner Arbeit zuzuschauen. Die Feile zischte, da lagen die blanken Stangen, sorgsam zugespitzt, am Boden, am unteren Ende mit Kerben versehen und oben mit einem dünnen, gleichmäßig zulaufenden Wickel aus Kupferdraht beschwert, damit sie im Flug die Richtung hielten. Mario wog sie ab, indem er sie wagrecht auf dem Finger balancieren ließ, dicht vor dem oberen Drittel sollten sie im Gleichgewicht schweben, vorne beschwert.

„Ich brauche einen ganz neuen, noch stärkeren Bogen. Diesmal werde ich Haselnußholz nehmen, vielleicht auch Esche."

Dommelfei nickte, sie mußte nur ganz kurze Zeit geschlafen haben, aber es fiel dem Knaben nicht sonderlich auf, da beide in ihrem Waldleben Tag und Nacht nicht so genau nahmen, sondern wirkten oder schliefen, wie es Bedarf und Wandel mit sich brachten. Nach der Wunde an ihrer Stirn wagte er kein zweites Mal zu forschen, der Verband saß gut und sorgfältig ge-

bunden, Salbe und Kräuter unter dem Tuch, auch würde Dommelfei ihm bestimmt zu guter Stunde mitteilen, was sie sagen wollte.

Die Alte nahm einen der Pfeile, wiegte besinnlich den Kopf und sah Mario an.

„In den weisen Plänen der Natur," sagte sie plötzlich nachdenklich und still, als sei es für sie selbst bestimmt, „herrscht der Mensch nur durch die Liebe."

Mario sah auf. Was sollte denn das? Aber das Wort traf doch den Zweifel in seiner Seele, ein Bereich seiner heimlichen Besinnung, einen Zwiespalt, der zwischen seiner Liebe zu den Tieren und seinem Jagdgelüste brannte. Jedoch, was er da hörte, kam ihm unwahrscheinlich vor, er widersprach:

„Ist eine Flinte Liebe? Ein Schlageisen, ein Angelhaken, eine Axt oder gar meine eisernen Pfeile? Da sollst du sehen, wie sie pfeifen und schneiden!"

„Damit wirst du nicht herrschen, nur morden oder töten, Herrschaft ist viel mehr, du Kleinster im Wald. Der wahre und edle Herr mordet nicht."

„Ach, Dommelfei, ich glaube doch, du bist sehr dumm. Sollen die Giftschlangen und der Marder leben? Willst du keine Wildtauben und Feldhühner

mehr, keine Kaninchen, keine Felle und Federn? Mit dir kann man nicht reden."

„Das alles darfst du mir weiterhin bringen," antwortete sie, ganz ohne zu lächeln. Es schien für sie kein Widerspruch zu bestehen. Erst nach einer Weile fügte sie langsam hinzu und sah den Knaben forschend an:

„Ein Pfeil darf nicht länger sein als ein Brot. Dann ist es gut."

Mario verstand sie sofort, ihr Wort sank ihm ins Herz, er atmete tief auf, als wäre ihm eine schöne Freiheit wie ein Geschenk gereicht worden. Wie eine trübe Wolke zog es ihm aus der Brust, er fühlte deutlich, daß es nun ganz bei ihm lag, nach gutem Ermessen im Wald das Rechte zu tun. Die oft so grimmige Alte erschien ihm fromm und gut, so daß es heiß in ihm emporwallte, aber er schwieg, als verdürben Worte des Danks die Helligkeit zwischen ihnen.

## Vierzehntes Kapitel

# Die Schlange

An den Südhängen des Flußufers wohnten die Schlangen. Mario war anfänglich der Meinung gewesen, ihre Behausungen müßten sich in den feuchten Tiefen und Dunkelheiten der Wälder oder in den Sümpfen befinden, denn er war der Kreuzotter im Farnkraut und den Büschen der Blaubeeren sowie in den Moorniederungen des Flusses begegnet, jedoch dort jagten sie nur und suchten Nahrung, aber sie hausten im Sonnengebiet.

Die strahlenden Hänge, zum guten Teil Schläge und Rodungen von Hochwald, die jahrelang stillagen, hatten sich mit vielerlei Buschwerk begrünt, das zwischen den vermoderten Stümpfen wucherte. Junge Buchen und Tännchen in dichten Gebüschen, deren Blatt- und Nadelwerk sich nah über dem Boden ausbreitete, wechselten mit freien Plätzen, von Birken bestanden, teils sandig durch herabgesunkenes Erdreich

des Lehmbodens, auf dem die Sonne brannte, teils von Ginster und Heide spärlich bewachsen, von Brombeerranken durchzogen wie von stachligen Stricken.

Im Vorsommer fanden sich reichlich Erdbeeren und im Sommer Himbeeren in großer Zahl in dieser Wildnis, die Mario über alles liebte. Unter den Glutzelten des Sonnenbrands im betäubenden Duft der Kamillen, des Thymians, des Ginsters und der blaßroten Steinnelke, die wie er die Sonne liebten, ward ihm wunderselig wohl, als sei er in anderen Landgebieten, die Helligkeit, die Farben und die Stille der flimmernden Glutfülle beglückten ihn sonderbar; es erhob sich ein Sommergefühl wie nirgends sonst und geisterhafte Traumbilder im Halbschlaf der Mittagsstunde.

Die Blumen an diesen Stätten, spärlicher zwar und nur selten üppig, dufteten süßer und wilder, sie entfalteten sich ärmer als auf den Wiesen, jedoch von anderer Freiheit, im Rausch von Falterspiel und Insektengesumm. Die zarten lautlosen Flügel der Schmetterlinge bewegten und beschatteten die Kelche, oft erschien es, als würden die bunten Lebendigen zu Blumen, die Blüten schwebten von Stiel zu Stiel, die Falter

dufteten und blühten ... die zornige Sonne war den Zarteſten am liebſten.

Überall, tief unter den kleinen Abſtürzen und Hängen der Böſchungen, um die berankten Baumſtümpfe herum, und unter dem Buſchwerk gab es Löcher und Höhlen. Der ganze Berg ſchien beſiedelt und unterirdiſch bebaut, aber ſeine Bewohner blieben unſichtbar, wenn laut, roh oder flüchtig der Fuß ihr Gebiet durchmaß. Dem geduldigen Warten, dem achtſamen Schauen und langen Verweilen jedoch erſchloß ſich ihr Leben und Wandel bald.

Mario entſchwand oft aller Sinn für groß und klein, wenn er tief ins Gekräut oder in dürres Moos geſchmiegt dem Treiben der Erd-, Gras- und Laubbewohner zuſchaute. Die grüne ſchuppige Eidechſe in ihrer Höhle oder im Blätterwerk wurde zum ungeheuren Drachen, dem das beflügelte und kriechende Volk, klein wie ihr Fuß, zur Beute fiel. Er ſah und verſtand, bangte und flüchtete mit den Bedrängten, die dem furchtbaren und blitzgeſchwinden Jäger zur Nahrung dienten. Es gluckſte in den glatten, wachsgelben Hälſen, die Augen waren wach und blank, eine wilde, ſchreckhafte und gierige Seele hauſte in den Überlebendigen,

deren Schuppenhaut den Sonnenbrand einsog, als füllte sie sich mit Feuer.

Jedoch die Herrin und Herrscherin des Bergs war die Schlange. Im heißen Sand fand Mario die gelblichen, weichen Eier, gereiht und wie durch eine Schnur miteinander verbunden, in zarten Häuten, ohne Schale. Nun begriff er, weshalb die Heimlichen und Mächtigen, Ringelnatter wie Kreuzotter, an solchen Stätten hausten, zumal unterhalb der Hänge das Dickicht in die Sümpfe des Flusses überging, in die Wohnorte der Frösche.

Er gewann Sinn für diese Wahl des Geländes und wußte auch andernorts bald, wo er sich vor Schlangen zu hüten hatte oder wo er sie zu finden vermochte. Er erlebte, daß die Gefürchteten in ihren Heimstätten und Siedlungen anders vorgingen, anders walteten und andere Eigenschaften entwickelten als fern von ihren Behausungen auf der Jagd. Überall in Waldgründen, stets wenn die Schlange unterwegs war, wich sie dem Menschen sorgsam aus, rastete selten in der Sonne, vermied jede Begegnung, die sie verhindern konnte, und war überaus scheu und vorsichtig. Hier dagegen schien sie Kraft und Herrschaft nicht nur zu wissen, sondern

auch mit großer Gelassenheit zu behaupten, sie wich nicht, sondern verteidigte ihr Gebiet und ruhte sorglos.

Mario begegnete der ersten Kreuzotter auf einem sandigen Sonnenfleck im Buschwerk; er hätte sie fast getreten und erstarrte dicht vor ihr, denn seine Füße waren unbekleidet, stand unbeweglich und wagte im ersten Schreck nicht zurückzuspringen. Er erkannte sie sofort, Dommelfei hatte sie ihm gezeigt, als sie im Frühling beim Wurzelgraben der ersten begegnet waren und sie erschlagen hatten, auch von früher her, oh, die Kreuzotter kannte er.

Das Tier hob nur langsam den Kopf ein wenig, mitten aus dem bunten Teller heraus, den der Körper am Boden bildete, und warnte ihn durch Zischen. Der gedämpfte Laut ging ihm durchs Blut, als flösse schon das schreckliche Gift in seinen Adern. Die Schlange ließ es bei dieser Warnung bewenden; sie dachte nicht an Flucht; es war deutlich, sie wußte, daß ihre Stimme genügte, alles Lebendige zu schrecken und zu verscheuchen. Es schien, als gäbe es keine Feinde der Schlange in dieser Welt, die ihr gefährlich zu werden vermöchten. „Geh weiter," hieß dieser Laut, „ich, die Schlange, habe es gesagt." Mario trat jetzt langsam einen

Schritt zurück; er vermied jede aufschreckende Bewegung, er gehorchte eingeschüchtert, zugleich aber entflammt von Begierde, der Mächtigen nah zu bleiben und seine Kräfte gegen die ihren zu erproben.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie mit einem kräftigen und geschmeidigen Stock mit einem einzigen Schlage zu töten, doch trieb es ihn nicht zu solcher Tat, denn er kannte die bedrängende Ohnmacht und den leeren, schalen Schmerz, der ihn mehr und mehr vor einem getöteten Tier befiel. Die Getöteten beschämten ihn: nein, er wollte viel mehr von der Gefährlichen als ihre Vernichtung.

Er entwich lautlos und schnitt sich in der Nähe eine Rute zu seinem Schutz, an deren oberem Ende er zwei Zweige, wie eine Gabel, stehen ließ, fingerdick, nicht starr, sondern biegsam. Mit einem harten, trockenen Stock verfehlte man das Tier leicht oder man mußte sich beim Zuschlagen bücken, was nicht klug war. Auch wußte er, wie leicht eine Schlange tödlich zu verletzen ist; es bedurfte keines Kraftaufwands, ihr zartes Rückgrat mit den fadendünnen Rippen zu zerbrechen.

Langsam näherte er sich aufs neue. Die Schlange hob den Kopf, als er vor ihr stand und warnte ihn ein

zweites Mal, diesmal weniger gelassen, unnachsichtiger, deutlich ein wenig erzürnt, ja fast erstaunt, daß ihre Hoheitszeichen mißachtet wurden. Jedoch sie dachte nicht daran, den Platz zu räumen, Gefahr schien in ihrer Vorstellung nur dem Anderen zu drohen.

Mario, die Weidenrute vor sich an den Körper gelegt und in der Höhe seines Knies, im hängenden Arm, fest in der Hand, rückte näher, still wie ein Schatten. Das Tier wandte den Kopf gegen ihn, ein wenig erhoben, es zischte kein drittes Mal, nur die hellen Augen, merkwürdig weit vorn am Kopf über dem breiten Maul, funkelten lebhaft, aber nicht böse. Das sonderbare helldunkle Ornament auf dem Kopf, das in die Zickzacklinie des Rückens überging, verwirrte und machte unsicher wie eine geheimnisvolle Formel; Mario sammelte Kraft und Ruhe.

Er begann leise zu sprechen, inbrünstig bemüht, in Wort und Klang die gute Absicht seines Nahens kundzutun. Seine Worte hatten keinen Sinn, noch wurden sie verständlich, sondern es war ein Murmeln und Raunen in weichen Klängen, fast wie Gesang, innig und beschwörend. Er wagte nun, sacht die unbewehrte Hand zu heben, ganz langsam, die offene Fläche gegen

das Tier gerichtet. Er neigte den Kopf zur Seite, beschwichtigend hob und senkte sich die Hand, langsam, ganz langsam. So störte er nicht Wind noch Sonne, bewegte kein Blatt, keinen Hauch, vertrieb nicht die Ruhe, oh nein, er bannte sie, er strömte sie auf neue Art aus, trug sein Wesen hinüber, wollte das Böse nicht. Er wollte es wirklich nicht. Eine Täuschung oder List hätte er jetzt gefürchtet.

Die Schlange züngelte. Wie ein kleiner schwarzer Wurm brach es aus dem Froschmaul, teilte sich in zwei dunkle Flämmchen an der Spitze, feiner tastete, schmeckte, erfuhr, ahnte und empfand nie ein Wesen. Der in der eigenen Brust gehemmte und gestaute Atem bedrängte Mario allmählich, je näher er der Schlange kam; er fühlte, daß er nicht ruhig genug war, jetzt mehr zu wagen. Lautlos und langsam, wie ein wandernder Schatten zog er sich zurück, immer die Schlange im Auge. Er wußte nicht, daß diese Begegnung, Begrüßung und Annäherung beinahe eine Stunde gewährt hatte. Er atmete tief und laut, kaum, daß er recht wußte, was er getan hatte, noch wie ihm geschehen war.

Aus einer Entfernung von etwa drei Körperlängen

ſah er nun, daß die Kreuzotter ſich langſam löſte, ſie entwich ſtill, als flöſſe ſie ab, um den Mooshügel eines Baumſtumpfs und verſchwand hinter einer Wurzel.

Am nächſten Tag um die gleiche Zeit war der Fleck leer. Mario machte ſich davon, ohne umherzuſtöbern oder die Gegend abzuſuchen. Erſt am vierten Tag, als wieder voll die Sonne ſchien, fand er die Schlange zur ſelben Zeit am gleichen Ort, und es trieb ihn, ſein Werk zu erneuern, es drängte ihn, als wollte es auch die Schlange.

Das Tier ließ ihn ruhig nahen, diesmal ohne zu ziſchen; es war, als erkennte ſie ihn, nur die ſchwarze Zunge kam ihm mit ihren zwei ſpitzen Flämmchen forſchend entgegen. Die Wachſamkeit in den Augen ſchreckte, ſie funkelten tückiſch, aber nur, wenn man ſie mit Furcht betrachtete; ſah man ſie arglos an, ſo war keine Wildheit oder Bosheit darin, ſondern nur Leben und Glanz.

Mario kam dem Tier diesmal ſo nahe, daß nichts ihn vor einem Biß hätte ſchützen können; er hatte, er wußte kaum weshalb, den Stock nicht wieder an ſich genommen; ihm war, als ob ſeine eigene Waffe ihn ſelbſt beunruhigte. Die Schlange flüchtete nicht, die

klugen Augen folgten aufmerksam den Bewegungen der Hände, des Kopfs, der Knie, die langsam dicht neben ihr ins Moos sanken.

In diesem Augenblick der Schutzlosigkeit und Preisgegebenheit überkam Mario ein furchtbarer Schwindel von Schwäche und Grauen; fast hätte seine Kraft versagt, und er wäre verloren gewesen. Ihm wurde ganz plötzlich deutlich, was er tat und wieviel er wagte. Jählings sah er, wie mit wechselndem Blick, sich selbst in seiner Lage vor der Giftigen, es wurde ihm klar, was er getan hatte oder hatte tun müssen. Er erbleichte bis an die Lippen und zitterte. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte beherrschte er den furchtbaren Hang zurückzuspringen und verharrte, jedoch es schmerzte. Das war seine Rettung, denn das Tier wäre in seinem Schreck vor einer jähen Bewegung schneller zugefahren, als er hätte entweichen können.

Aber wie mit dem gebrochenen Bann, den sein Entsetzen, mit dem Nachlassen von Hingabe und Willen, zerstört hatte, wurde die Kreuzotter unruhig. Sie hob den Kopf und zischte Mario böse an; dem Knaben erstarrte das Blut bis ans Herz, aber er verharrte reglos. Jetzt zog sich die Schlange langsam und ohne

Zeichen von Furcht zurück, aber auch ohne Unterbrechung; sie verschwand an der alten Senkung hinter den Moosbänken. Kaum hörbar schlürfte es im Laub.

Mario taumelte empor. Er warf sich unter einen Busch ins Gras und schlief sofort ein.

* * *

Die Begegnungen mit der Schlange gingen Mario lange nach und ließen ihm keine Ruhe. Als er gegen Abend heimkam, sah Domnelfei ihn flüchtig an, wandte sich ihm dann aber erneut zu und betrachtete ihn aufmerksam. Sie schien etwas sagen oder fragen zu wollen, tat es aber nicht, nur die Äuglein umwanderten den Knaben forschend, drangen in ihn ein, redeten ihre heimliche, deutliche Sprache, riefen sein Gewissen und seine Besinnung.

Wieviel doch die Alte zu sagen vermochte, ohne daß sie sprach. Sie wußte alles und wußte es doch nicht; es ging ihr mit einem Menschen und seinem Innersten ähnlich, wie es Mario erging, wenn er den Wald oder das Wasser durchforschte; er fühlte an fremden Orten pochendes Dasein; er ahnte und schmeckte, roch oder schaute mit allen Sinnen die Gegenwart des verborgen

Wirkenden, die Wärme des kreisenden Bluts, das Atmen und verhüllte Gehabe der Kreatur. Aber den Menschen, der ihm Scheu einflößte und vor dem er erblindete, den sah Dommelfei, als sei er durchsichtig. „Heute," sagte sie wohl, „da war ein guter Mensch bei mir, ein leidendes, braves Seelchen, ein helles Blumenfünklein im Menschenwald." Und wer hatte sich da durch den Busch, nach seinem Besuch bei ihr, heimgetrollt? Ein knorriger Bauer, Tagelöhner oder Köhler, vielleicht auch ein Moorbauer, behaart und häßlich wie ein Affe, beschmutzt und bestaubt, armselig und in Lumpen. Eine rechte Blume war das! Da sah sie nun hindurch, als sei es klares Glas, wußte mit Sicherheit, was sie aussagte und irrte nie. Was erschaute und suchte sie nur an den Menschen? Es war Mario zuweilen, als wollte und begehrte sie von niemandem etwas, denn niemand konnte sie dort enttäuschen, wo die Menschen für gewöhnlich ihren Verdruß an anderen fanden. Nein, sie war keine Zauberin, wie er zu Anfang geglaubt hatte, sie war viel mehr als eine Zauberin.

So hatte sie nun auf ihre Art erkannt, daß er der Schlange begegnet war, eine Warnung war ihm wort-

los vermittelt worden, das Mitwiſſen der Gefahr, die mahnende Anteilnahme an dem, was ihn heiß und verzehrend bewegte. Ein Reh mit dem Pfeil zu töten, die Kaninchen und Haſen in Schlingen zu fangen oder die Forellen mit den Händen in den Uferhöhlen des Bachwaſſers zu erwiſchen, das mochten auch andere vollbringen — an den Marder dachte man jetzt beſſer nicht; er ſollte ſich in acht nehmen —, aber der Kampf mit der Schlange das war eine Tat. Ich bin ſtärker als du, du wirſt mich nicht ſtechen. Ich will dich nicht töten, ich will viel mehr, ich bin Mario, der Herr im Wald. Warte! —

Sie wartete. Die Stille, Stumme, unheimlich Beſondere unter den Tieren zog und zerrte an ſeinem Gemüt, als ſeien die Wahrzeichen ihrer Windungen, die Ornamente ihrer wechſelnd und unerklärbar bewegten Geſtalt düſtere und ſüße Rufe und Verheißungen. Die Zickzacklinie flimmerte, die überwachen, grellen Äuglein, ſchön wie böſes Licht, ſahen Mario kühl und herrlich an. Weh und bohrend fieberte ſein Blut, welch ſonderbare Liebe bannte ihn, die Wut und Furcht, Heimweh und Schrecken zugleich enthielt?

Sie kam im Schlaf zu ihm, ſtumm, ſo daß es furcht-

bar plagte. Ihr Echsengesicht lächelte, nicht höhnisch, nicht herausfordernd, sondern in einem unerhörten Eigenwohlstand voll sanfter Kälte. Über alles Begreifen gut ging es diesem Reptil im wilden, fernen Wald, denn sie war viel wilder, viel freier als er, sie war so wild und frei, daß ihre Ruhe mit Trauer füllte, denn sie verheimlichte die Kraft. Sie war ganz erfüllt von irdischer Sonne, die sie überall, im Blumenlicht, im schwelenden Erdgrund, im dampfenden Sumpf und glitzernden Tau an sich brachte. Vom Wasser lernte sie, wie man sich fortbewegte, vom Wind, wie man den erhobenen Kopf auf dem Wurmleib schaukeln ließ, von der Nacht die Erdstille und von allen Toten und Verwesenden den schrecklichen Geruch.

Wahrlich ein arger Traum, voller Bedrängnisse und dunkler Wehmut. Nicht daß die Schlange ihn bedroht hätte, oh nein, sie erschien ihm sogar kleiner, als sie in Wirklichkeit war; alles umher zeigte sich zierlich, bunt und arglos, und das Tier hatte ihn noch gar nicht gesehen. Das war das Furchtbare: niemand ahnte, was nur er wußte. Das erschuf diesen Zustand von Angst und Verlassenheit, nichts geschah, aber er, Mario, er wußte, daß gleich, nun gleich Entsetzliches

eintreten mußte. Nein, sie hatte ihn bestimmt noch nicht gesehen, wirklich nicht ... oder doch? Konnte denn ein Tier sich verstellen? Zur Flucht war nirgends Raum in der Welt, die Schlange hatte den Raum. Er mußte sich eilig mit ihr versöhnen, mußte sie besänftigen, umstimmen und ändern, aber sie hörte nicht auf ihn. Woran lag das? „Schlange! Schlange!" Nun erkannte er, woran es lag, seine Stimme klang nicht mehr! Er strengte sie mit aller Macht an, holte tief Luft und half mit den Armen, die seine Brust über dem Herzen preßten und drückten, sein Mund öffnete sich weit ...

Da erwachte er von seinem eigenen lauten Schrei. Er brauchte lange, bis er sich zurechtfand; das Zimmer war ganz dunkel. Jetzt raschelte Dommelfei nebenan; man sah die Linie des Türrechtecks zur Küche aufblinken, sie schlug Licht.

„Was schreist du da, du Abtrünniger! Ist dies dein Haus? Und die Vögel, meine Tierchen? Oh, du Heilloser!"

Dommelfei sah fürchterlich aus, das Kerzenlicht fiel ihr flackernd von unten her ins Gesicht; unter der Nachthaube hervor brach das graue Haar wie dürre Reiserbüschel auf eine buntkarierte Jacke; die

Brillengläser sahen aus, als seien es runde funkelnde Augen.

Mario beruhigte sich rasch; das Schelten tat ihm so wohl, wie kein Trost getan hätte, denn er schämte sich sehr, weil er geschrien hatte.

„Wer wird in der Nacht brüllen?! Da rede du nun!? Listig und boshaft bringt er das Alter um die verdiente Ruhe. Oh, du Heimtücker. Du Waise ohne Takt!"

Sie setzte sich an sein Bett, ihre Stimme plapperte grimmig, aber ihre Augen machten es nicht mit, sie gingen andere Wege, sie schauten sanft auf das Kind. Unter ihrer Gegenwart, wie unter einem Schirm, der gegen die böse Pracht der Traumbilder gespannt war, schlief er ein; das Kerzenlicht führte ihn in tiefe, traumlose Ruhe hinüber, die lange bis in den Tag hinein währte, weil Dommelfei es so wollte. —

Die Irrlichter des Schlafs verblaßten in der Sonne, Mario machte sich jetzt Tag für Tag ins Schlangengebiet auf; da empfing ihn alles anfänglich in nüchterner Helligkeit und natürlicher Klarheit der Dinge, die reifenden Brombeeren, das Pfauenauge auf dem Stein am Weg, das Ginsterbett, die in Hitze flimmernde

Mittagsluft und die Schlange. Mario war der festen Überzeugung, daß das Tier jetzt seinetwegen kam und ebenso begierig auf ihn harrte wie er auf sie. Er versuchte, sich in die Schlange hineinzuversetzen, wie sie auf ihn wartete, mit Neugier und Furcht und dunklen Vorstellungen von seiner Macht, seinen Plänen und seiner Güte. Alle Tiere waren neugierig, am meisten die Vögel und die Eidechsen; in ihr Blickfeld geriet sicher ein deutlicheres Bild des Menschen, als in die Augen der anderen kleineren Tiere. Was konnte wohl ein Schmetterling von einem Menschen sehen? Sicherlich nichts, denn er ließ sich so arglos auf einer ruhenden Stirn nieder wie auf einem Stein. Aber die Schlange mußte den Menschen mit ihren Augen als lebendige Gestalt umfassen können. Mario wußte es nicht, jedoch er wollte es so, und die Schau eines Kindes schafft deutlichere Gestalten im Spiel, als alle Weisen der Welt in ihrem Bedenken.

Vor der Giftschlange auf den Knien jedoch vergaß er das Märchenspiel der Gedanken und seine Träume, die den Wolken glichen. Hier faßte ihn ein ganz anderer Geist, er sah hilflos aus, wenn er die Schlange stumm anredete. Er vermied es zu denken, er konnte

es auch in solcher Lage sehr bald nicht mehr, er verströmte sich nur, und die Trauer, die ihn am Ende seiner Kräfte befiel, war oft so groß, daß sie ihm eine Freiheit verlieh, die ihn völlig entrückte.

In solchem Zustand berührte seine Hand, die sich dem Kopf der Schlange von Tag zu Tag weiter genähert hatte, zu ungewisser Stunde zum erstenmal den Rücken des Tiers, dicht hinter dem Kopf, und glitt langsam und weich, ganz ohne zu beben, kaum herber als ein lauer Windzug, über den geringelten Leib hin, der sich darunter sanft regte, als dehnte er sich. Der züngelnde Kopf durchforschte die Luft dicht über dem Boden, ihm abgewandt; nun kam er Marios Angesicht so nahe, daß er im warmen Hauch seiner Lippen schaukelte. Dann glitt das Tier ruhig und ohne Anzeichen von Zorn oder Furcht durch Marios Hand, dessen Finger und Daumenballen sich im Laub stützten, so daß sie hindurchzog wie durch ein kleines Tor aus Menschenfleisch und -blut, und verschwand im Wurzelgewölbe hinter dem toten trockenen Moos.

Diese Berührung wandelte Marios Sinn und Begierde. Er suchte die Kreuzotter nicht wieder auf.

## Fünfzehntes Kapitel

# Herbst

In heimlicher, kaum bewußter Anpassung, von wilder Liebe zur Freiheit beraten, nahm Mario mehr und mehr das Gehabe der Waldbewohner an, bei denen er leben wollte und nirgends sonst. Die Tiere waren seine Lehrmeister geworden; ihre Art bedeutete ihm das wichtigste Beispiel, das seine Einbildungskraft und sein Handeln belebte. Er teilte ihr Glück und entzog sich ihren Bedrängnissen nicht. Je mehr er die Tiere achtete und bewunderte, um so mehr vergaß er die Welt, die er verlassen hatte, und ihre Gewohnheiten. Mit seinen geschärften Sinnen erwachte sein Hang, sie zu üben; sie in immer wachsender Geschicklichkeit anzuwenden und in Taten zu pflegen, wurde sein Ehrgeiz. Der Reichtum dieser Seelen, die sich ihm von Tag zu Tag mehr und mehr öffneten, machte ihn bescheiden, und ihre immer ernste und schweigsame Kraft stärkte ihn, als übertrüge sie sich und als verwöbe sie ihn in ihr

geheimnisvolles Wirken. Er mißbrauchte seine menschliche Überlegenheit nicht mehr, und, wunderbar genug, oft beschämte sie ihn.

Er dachte selten darüber nach und wußte nicht, daß das Weben der Natur und ihrer Geschöpfe ihn mit sich wachsen und sein ließ; selbstverständlich wirkte und unschuldig strahlte der Segen. Er entbehrte nichts von allem, was er verlassen und aufgegeben hatte, vielmehr beflügelte ihn die antreibende und weckende Empfindung, als bliebe er an Geduld und Leistung umher etwas schuldig. Das spornte ihn ohne Hast und kräftigte ohne Willkür. Da er einzig aus eigenem Willen Beispielen folgte, die seine Bewunderung hervorriefen, und keiner vorsätzlichen Belehrung, fühlte er sich frei, und nirgends trübte der Widerspruchsgeist die Andacht. —

Morgens kam jetzt der Buntspecht ans Haus und trommelte am Gebälke und an den Läden, für gewöhnlich schwelte früh noch der Nebel, dann brach der kühle rote Schein der Morgensonne lautlos durch den Dunst, und es tropfte umher von den Bäumen.

Bei der reichen Eichelernte prophezeite Dommelfei einen harten und langen Winter. Mit den weithin

wehenden ſilbernen Fäden, die das gilbende Laub verbanden, oder auch ſtill und lautlos, wie vergeſſene und erſtorbene Sommerſtrahlen, zwiſchen den Stämmen oder im lichten Buſch dahinwehten, kam über die alte Frau häufiger der Wunſch, Mario möchte ſie begleiten. So wanderten ſie oft miteinander unter den Bäumen dahin, derweil die erſten Blätter abſanken, es war ſo ſchönes Licht im Wald.

Das Jahr hatte großen Reichtum an Pilzen gebracht, und die Tragkiepen erwieſen ſich als zu klein, die farbige Fülle zu faſſen. Dommelfei nahm nur die beſten und ſchönſten, die ſich ganz unverſehrt durch Schnecken oder Würmer zeigten. Sie bettete ſie einzeln in Moos oder Laub, wie Koſtbarkeiten, ſchmeckte ſie durch, indem ſie ſie liebevoll betrachtete, und hatte ihre Freude daran. Wie viele mochten es wohl ſein, die Mario als eßbar gekannt hatte, als er zu Dommelfei gekommen war? Den Steinpilz und den Pfifferling, den Eierſchwamm und den Birkenröhrling, den ockerrot fließenden Reizger und den graugrünen Täubling, bei dem man ſich nicht einmal immer ganz ſicher fühlte, weil er einen gefährlichen Vetter hatte, der ihm ähnlich ſah. Dann noch den Feldchampignon mit der weißgelb-

lichen Decke des Hutes und den rosa Lamellen, der zart und heimlich nach Anis duftete. Damit war seine Weisheit zu Ende.

Dommelfei gab sich keinesfalls damit zufrieden, sie nahm die Schweinsöhrchen und den Brätling, der weiße Milch blutete, sie unterschied ihn so sicher von seinen gefährlichen Vettern, daß keine Sorge aufkam. Sie schälte den jungen Fliegenpilzen, deren herrliches Rot den Waldgrund erleuchtete, die Haut von der Kappe und pries sie als gut und nahrhaft. Sie schaute und roch, schmeckte und tastete an den Vielgestaltigen umher. Da gäbe es Leute, die den Knollenblätterpilz vom Feldchampignon nicht zu unterscheiden vermöchten. Dommelfei meckerte und verzehrte einen der köstlichen Brätlinge roh. Die Hirschzungen und Hahnenkämme erwiesen sich als gut, um gemeinsam mit den Täublingen zu einem dunklen zähen Saft verkocht zu werden, der, haltbar bereitet, das Jahr hindurch die Fleischbrühe und den Vogelbraten würzte. Da schmeckte ein junges Kaninchen wie ein Hase, und ein Eichhorn wie der Auerhahn.

Zuweilen überragte eine Birke die Wildnis der heranwachsenden Tännchen in den bepflanzten Rodungen.

Ihr Stamm, den Mario beim Durchkriechen der feuchten Dämmerung fand, stand da wie eine dicke, weißlich schimmernde Säulenmasse im Grund, ihr abgesunkenes Laub am Boden hatte sich ockerrot und braunrot gefärbt, auch wohl rötlichgelb. Zwischen diesen toten Blättern, und nur dort im Umkreis, erhoben sich die ockerfarbenen und rötlichen Hauben des Birkenröhrlings, dieses köstlichen Pilzes, den Dommelfei von allen Sorten am liebsten verspeiste. Immer nur dort. Am besten unterschied und fand man ihn bei Abend- oder Morgenlicht in den schrägen Strahlen, besonders auf freierem Gelände. Mario fragte Dommelfei, woher die Pilze wüßten, daß sie dort versteckt, geborgen und durch ihre Farbe geschützt seien. Ja, das beschäftigte ihn schon lange Zeit.

Dommelfei antwortete: „Da glaubst du nun, mein Waldbürschchen, ein Pilz, das sei ein kleiner Geselle im Wald, genau wie du. Das glaubst du vom Vogel oder von der Blume, von den Lichtkreislein der Sonnenflecke im Laub oder vom Wassertropfen. Da siehst du nun dieses und jenes, alles einzeln. So ist es nicht; so erblickt es der hochmütige Mensch, der vermeint, sein Wissen reiche aus, um das Leben zu begreifen, wenn er

das Einzelne erforscht und erkennt. Verstehe nun dies, du Kleinster im Wald: Nicht ein Pilz lebt in der Natur, sondern die Natur lebt auch im Pilz. Sie schützt nicht ihr Gebilde, sondern ihr Gebilde ist sie. Da begreife du nun die Einheit. Wenn die Rohrdommel, der kleine Reiher, im Geäste und Geschilfe, gefärbt wie seine Umgebung, sich bei herannahender Gefahr steif macht, als sei er ein plumper, starrender Teil des Geästes, damit kein Auge ihn erkennt, so sage du getrost, so waltet die Natur, frage aber nicht, ob so der Pilz oder der Vogel ihre Gedanken hegen."

Das verstand Mario nicht völlig, aber er nahm es auf, soweit sein Gemüt es ertrug und brauchte, sein Schauen und Forschen geriet ihm gemach in größere Helligkeit, in der sein Glaube aufwachte. Er liebte Dommelfei in solchen Augenblicken mit einer tiefen Ehrfurcht.

An den kühlen Herbstabenden, an denen das Licht in der Waldhütte schon brannte, bevor die beiden schlafen gingen, und man den Wind hörte, wenn Dommelfeis Tabak qualmte wie draußen der Moorgrund, und die Flasche den Sommergeist in ihr herbstliches Gemüt schickte, da fragte er doch zuweilen wieder seine Fragen.

Sommerbraun geworden wie das Laub, ſchlank und zäh wie eine Weidengerte, mit hellen Augen unter dem langen Haar, kauerte er vor ihr am Feuer, am Boden, neben dem duftenden Holz des Wacholder, die Arme um die Knie geſchlungen. Einmal antwortete ſie ihm:

„So quäle du dich nun nicht mit Gedanken, iſt doch dein Augenlicht dir freundlich. So ſehe nun in der Natur umher, in allen und in uns, die Mutter, die Allſeele, wirken und walten. Sie bringt hervor und nimmt zu ſich zurück, mütterlich. Da ahnt denn unſer Geiſt über ihr den Vater, wie im ſichtbaren Bilde umher das Geheimnis des Vaters überall waltet, wo Leben entſteht. So ſage du denn Vater, wenn es dich treibt, du Kleinſter, ſage Gott, aber ſag es leiſe, mein Bürſchchen, ſag es leiſe, und rede nicht und niemals davon.“

Sechzehntes Kapitel

## Winterwunder

Marios Sorge um die Tiere, als jetzt das Land schon wochenlang mit seinen Wäldern, Fluren und Gewässern in Schnee und Eis lag, sollte eines Wintertages auf wunderbare Art beruhigt werden und für immer dahinschwinden. Er wußte wohl, daß die meisten der kleinen und zarten Laubsänger mit dem scheidenden Herbst und seinen letzten Farben das Land verlassen hatten, um nach Süden in die Regionen der unvergänglichen Sonne zu ziehen, aber er wunderte sich, wie vielerlei Getier und auch Vögel noch den kalten schwarzen Wald mit seinem weißbraunen Teppich im Winter bevölkerten.

Es zog ihn in den stillen hellen Tagen oft aus dem Wald fort und in das Bereich der Felder, die fern im Südosten begannen, mit dem hügeligen Land, dort, wo der Fluß in den Wald trat. Er verbarg sich zuweilen am Waldrand unter den schön geschwungenen und

dicht verschneiten Ästen der Fichten, unter denen es trocken war, und sah in die lichte Ebene hinaus, die der graue Fluß endlos und langsam durchzog.

Niemals trat er über den Waldrand hinaus in die Ebene des beschneiten Landes, seine eigenen Fußstapfen, die überdeutlichen Zeichen seines Daseins, so nackt und sichtbar unter freiem Himmel, schreckten ihn. Mario war kühn und entschlossen, frei und sicher geworden, solange ihn die Natur barg und ihn der Zauber des Abenteuers beseligte, aber scheu und vorsichtig bei allem, was ihn den Menschen hätte verraten können.

Eines Morgens lag er still, fest an den wärmenden Laubboden gedrückt, unter den Fichtenzweigen am Rand der Wiesen, nahe dem Fluß. Er war von der Waldseite her in sein Versteck gekrochen, nicht ein Bröcklein Schnee war von den Nadeln gesunken, still wie sein Blick war jede Bewegung, seine Vorsicht bereitete ihm Genuß. Es ging feuchte Tauluft, und die Morgensonne stand in einem roten Dunst dicht über dem Horizont, es war, als wollte sie sich nicht weiter emporwagen. Die Öde und Leere des verschneiten Geländes dehnte sich ohne Trost und Hoffnung.

Ein Krähenpaar zeigte sich am Himmel und zog

langsam heran. Sie flogen dicht hintereinander, nicht sehr hoch, eingehüllt in das leise pfeifende Schwingen ihrer Flügel.

Mario dachte daran, was dem Tierpaar aus der Höhe her sichtbar sein könnte, wie anders mußte die Welt den Fliegenden erscheinen. Das weiße Feldermeer mit den schwarzen Inseln der kleinen Waldstücke, die Rinnsale der Bäche, kaum unterscheidbare Furchen in blauer Tönung, und das Bett des Flusses, lang und grau, in der Ferne im Dunst zerfließend. Und endlos, wie ein schwarzes Meer, sein Wald.

Der Flug der Tiere war stolz, frei und gelassen, sicherlich zeigte das prachtvolle schwarze Gefieder keine Spuren der Winternot. Er sah die klugen harten Vogelköpfe, pfeilgerade gereckt, sie durchschnitten mit den weit offenen blanken Augen die Regionen ihres Elements, voll gesammelter Kraft und tierischer Würde.

Nun nahmen sie Richtung auf eine Baumgruppe am Flußufer, dicht vor ihm, umflogen sie, als gälte es, das Gelände hinter dem erwählten Ruheplatz zuvor zu überprüfen, und ließen sich dann mit schwerem Flattern, unsicher greifend, auf dem beweglichen Wip-

fel des höchsten Baumes nieder. Mit unnennbaren Sinnen durchforschten sie Raum und Luft, mit den geheimnisvollen Wesensaugen ihrer Art, deren Kräfte nicht mit den begrenzten Organen der menschlichen Sinneswahrnehmung zu vergleichen sind. Dies wußte Mario wohl, die unerhörte Überlegenheit des Tiers, dem alle Sinne wie in einer Einheit zu dienen vermochten, achtete er hoch. Es war, als dränge das Fern und Nah, das Oben und Unten durch die Stille, wie eine Erlaubnis zur Kraftentfaltung, beredt und langsam in ihr Tierbewußtsein.

Der Knabe hielt sich ruhig wie ein Stein und atmete langsam. Es war deutlich, dies dort oben im Baum war keine zufällige Rast, es war das Ziel des Ausflugs, das fühlte er. Die Vögel beobachteten die weiße Schneedecke der Flußwiese unter sich, die Tierhäupter waren beide auf dies tote, leere, beschneite Erdstück gerichtet. Mario strengte die Blicke an, kein Leben verriet sich dort, nichts rührte sich. Das rötlich-braune Morgenlicht schuf zarte Wellen von Licht und Schatten über die sanften Hügelchen und Unebenheiten dahin, die unter dem Schnee die Bildungen des Erdbodens verrieten.

Bald darauf schwang der größere Vogel sich ab, offenbar das Männchen. Er legte sich, fast ohne Fittichschlag, in die großen Flügel und glitt dicht über das Schneefeld hin, lautlos und rasch. Am Ende der Bahn hob er sich mächtig, die Schwingen pfiffen, schlug sich empor, umkreiste die Wiese in weitem Bogen und landete wieder im Baum, diesmal an einer anderen Stelle.

Nach einer Weile erstarrten leblosen Hockens im Geäst wiederholten beide Vögel den sonderbaren Rundflug, beide dicht über dem Boden, und beide erst die Flügel regend, als das Gelände überglitten war, als fürchteten sie, die Stille über oder unter der beschneiten Erdfläche zu stören. Mario erkannte deutlich, ihre Sinne wachten über dem Schnee, im toten Geheimnis lockte sie Leben, aber es war weder nur Schauen noch nur Lauschen, was sie im Dahingleiten vollbrachten, es war alles an Kräfteentfaltung, was die Natur ihnen verliehen hatte.

Dem Knaben war, als flöge er mit. Schauen und Hingabe vereinigten sich ihm in der beteiligten Seele zu so glückhafter Gemeinschaft mit dem Geschehen umher, daß er in sich ahnungsvoll die wirkenden Kräfte zu füh-

len glaubte, es sog, plante, drängte und hoffte in ihm, als wäre er selbst in Not und Begierde, in Antrieb und Erfüllung verwoben.

Und nun offenbarte sich im weißen Tod das warme Lebenswunder. Der männliche Vogel unterbrach mitten auf der Wiese jählings seinen Gleitflug, die Flügel standen für eine Sekunde mit der ganzen Breite ihrer Fläche senkrecht gegen die anströmende Luft, so daß es für einen Augenblick aussah, als stünde er aufrecht, wie ein Wappenadler auf einer Münze. Er landete im Schnee und schien erstarrt. Sein Ankommen auf dem Boden war kaum spürbar, mit so geringem Aufwand und Anprall erfolgt, daß keines lebenden Wesens Ohr die Ankunft oder sein Dasein hätte erlauschen können. Er reckte sich hoch auf, in einer sonderbaren, fast komisch gespreizten Haltung, die den Hals verlängerte, als entsetzte ihn sein Spiegelbild am Boden.

Da hob sich nach kleiner Weile langsam unter seinem Kopf und Schnabel der Schnee am Boden und ballte sich, von einem unterirdischen Stoß angetrieben, zu einem Hügel auf. Der Stoß aus der Unterwelt wiederholte sich kräftiger, so daß sich in der deutlich hervortretenden Kuppel aus Schnee Risse und Sprünge

bildeten, es brach Erde aus den Spalten und bröckelte tiefschwarz über die Ränder.

In diesem Augenblick fuhr der harte Schnabel mit einem furchtbaren Stoß zu und keilte sich tief, mitsamt dem Kopf, in das gelockerte Erdreich, so daß das dunkle, plötzlich wild entfachte Federwerk des ganzen Körpers erbrauste und rauschte, in einem weithin hallenden Geflatter über der Kampfstätte. Ein jäher Ruck löste den Vogel, wie in einem Sprung vom Boden, und die Zange des Schnabels warf einen großen Maulwurf auf den Schnee. Aber schon hackte sie aufs neue zu, wunderbar sicher die Mitte des Geblendeten und hilflos Zappelnden fassend, und in weit ausholenden schweren Flügelschlägen erhob sich der Vogel mit seiner Beute in die Luft.

Hinter ihm strich die Gefährtin vom Ast, und die Morgenluft und das Licht der Weite trugen und bargen die Geschöpfe der Natur im Nebeltal der Ferne zu neuer Lebenskraft.

Mario lachte laut vor Glück. Ihm war, als sei er es, dem der Fang gelungen. Er vergaß alle Vorsicht und sprang beseligt aus seinem Versteck. Sicherlich erschütterte ihn die tiefe Erfahrung und das gute Geschick

der Tiere am meiſten, und doch war es mehr, faſt traurig ſtimmte ihn nach einer Weile dies Schauſpiel, und daß niemand als er es erblickt hatte. „Dommelfei,“ rief er aus, „ahnſt du denn das?“

Im Frohſinn ſeiner heiteren Stirn glänzte, ihm noch unbewußt, weit Höheres als nur dieſe Freude. Sanft wehte das Licht, ein neuer Glaube, noch blaß und unbedacht, war in ihm erſtanden. „Zinner, mein Schlauſter, das kannſt ſelbſt du nicht!“ Aber war es denn nur die Klugheit und das Geſchick der Vögel geweſen? Mario ſann und lehnte ſich an einen Baumſtamm. War es den hungernden Tieren nicht aus dunklem Erdgrund entgegengekommen, als wirkte ein weiſer heimlicher Plan? Der Knabe verſank. Ihm war, als blendete ihn ein ſtrahlender Kreis.

* * *

Ein paar Wochen ſpäter lag der Schnee fußhoch. Die Zweige groß und klein trugen ſchwere Laſten und waren tief herabgebeugt, man ſchritt durch Hügel und Berge von Kriſtall, Glas und flimmerndem Licht dahin. In den Hallen und Domen unter den Äſten und Bäumen dämmerte es geheimnisvoll und von nie ge-

sehener Färbung. Die Schatten leuchteten blau, tiefer als die Flecke des Himmels zwischen den Kronen der Beschneiten in der eiskalten Höhe, die Strahlenherde auf den Kuppeln der kleinen Bäume blendeten, es war ein verzaubertes Reich, bald überhell, bald als erglänzte ein längst verlassener Weltkörper im Ampellicht des Alls.

War es die tiefe Stille, die so glücklich machte, die heilige Ruhe? Es herrschte zuviel Licht in dieser Wunderwelt, als daß man an den Tod denken konnte, es war Schlaf, so selig und beschwichtigt, daß es aus ihm erstrahlte.

Mario, in Pelzen und Leder sonderbar genug vermummt von Dommelfeis spärlicher Kunst der Schneiderei, stöberte wie ein Bär durch die glitzernde kalte Herrlichkeit. Sein Atem zog sichtbar in die helle Luft, man sah auch seine Freude wie eine lichte Wolke um und über ihm. Wieviel schwerer ließen Glück, Jubel und Entzücken sich doch in der Brust bergen, leichter wurde es ihm, seinen Kummer zu verstecken, für den gab es Raum genug, aber die Freude mußte heraus. Am liebsten hätte er sich im Schnee gewälzt, hineingebissen oder ihn mit der Nase aufgepflügt wie das Seewasser beim Schwimmen.

Das waren die Tage, in denen ihm zum anderen Mal deutlich wurde, daß die Natur ohne des Menschen Tun in den Ihren bestand. Wohl hatte er mit Dommelfei Futterplätze für Vögel und Rotwild errichtet und besser begriffen, weshalb die Alte so dringlich darauf bestanden, daß mehr Gras als die Ziegen brauchten, in den Waldlichtungen geschnitten wurde, aber gegen den Frost konnten sie keine Hilfe bringen, und die Nächte waren schwarz, schauerlich kalt und lang. Die Waldtiere kamen bis ans Haus.

Er zog gegen Abend eines sinkenden Tages, der klar und feierlich erstanden und vergangen war, durch die sanften Höhenzüge jenseits des Flusses der Hütte zu, eilig, da die Dämmerung kurz und kein Mond vor Mitternacht zu erwarten war. Seine eigenen Spuren im Schnee führten ihn zurück, blaue kleine Löcher zogen sie sich dahin, und weiter fern vor ihm wie eine Perlenschnur. Zuweilen kreuzte eine andere Perlenkette, feiner und leichter bereitet, seinen Weg, er erkannte hier und da den Tritt des Rehs und die von der hängenden Rute leicht verwehte Bahn des Fuchses, jedoch nichts war recht deutlich, denn der Schnee war zu locker und stäubte.

Einer der weißen Schneekegel am Hang, gegen

Süden zu, zeigte in den glitzernden Lasten, die die Zweige der Fichte niederdrückten und fest mit dem Boden verbanden, eine Öffnung von der Größe eines Menschenkopfes, und aus diesem rundlichen Spalt quoll unendlich fein, kaum sichtbar, ein Dunstwölkchen in den noch hellen Himmel empor. Dies zarte Wölkchen, das wie ein Hauch zerging, war das einzig Bewegte und Lebendige der kalten Winteröde. Mario blieb stehen.

Unter den Zweigen der Fichte, im grünen dämmerigen Höhlenbau, unter dem schneebelasteten Geäst atmete ein großes Waldtier, er erblickte den braunen gehörnten Kopf, die schwarze Schnauze und die großen Augen. Es mußte den Raum fast ganz ausfüllen, Mario ermaß die Größe, er kannte solche Zufluchtsstätten, darin die dunkelgrünen Nadeldecken den Rücken streiften, und die völlig trockenen Heubüschel, die am Stamm des Baumes, vermischt mit einst herzugewehtem dürrem Laub, den Boden deckten. Lückenlos schloß das schimmernde, sanft durchscheinende Schneedach, verband sich fest mit dem Erdboden und bewahrte dessen Wärme, die sich mit der Wärme des schutzsuchenden Geschöpfes verband. Ihm war, als spürte er selbst den

Hauch von Herbstgerüchen, Erddunst und Sommerharz, der in der Tierwohnung schwelte. Nur das Lichtfenster in der Höhe des Tierhauptes ließ den mattglänzenden Winterhimmel in das Blickfeld der dunklen Augen fallen, die seine Stille einsogen und sie in Geduld widerspiegelten.

Ein roter Lichtstreifen der Abendsonne wanderte unsichtbar langsam über die Schneedecke, färbte sie glühend wie durchschimmerndes Glas, und erreichte langsam den Rand der Öffnung. Mario stand wie verzaubert. Der Erd- und Tierodem flimmerte wie ein goldener Opferhauch des Dankes. Die Augen tranken für kurz die Goldflut in ihr reines stilles Braun, und die Zunge leckte am Rand des Spaltes vorsichtig und prüfend den Schnee, als gälte es zu erkunden, ob er in diesem Schein ein Verwandeltes und Anderes geworden sei. Dann stieß die gewappnete Stirn des Rehbocks sacht ein wenig von der Schneekruste ab, es bröckelte lautlos nieder, zog schmale Furchen am Hang des Fichtenhügels und versank im Schatten im Schnee. Die kleinen Mulden und Löcher, die es zurückließ, füllten sich wie durch himmlischen Zauber mit tiefem Blau, farbiger als der Sommerhimmel und so rein wie Licht.

Das Tier regte die Ohren und horchte in die beschneite Waldwelt hinaus, ein Forschen in die Ferne ging von den Sinnen aus, das Ertasten der Flur- und Waldgeräusche, deren Vielgestalt sich seiner Sinnenwelt erschloß, Gefahr und Nahrung, Wasser und Wind, das Wandeln und Gehabe der Gefährten, der Gang des Tages und der Nacht. In der Bewegung der Ohrmuscheln zeigte sich Vernehmen und Erfahren, Ahnung und wirkender Instinkt, aber für das Ohr Marios herrschte tiefe Stille.

Das Rot der Abendsonne war erloschen, als hätte der Schnee es aufgesaugt, die dunkle feuchte Nase des Tieres witterte in die Schneeluft hinaus, aus der ein bläulicher Mantel über Hänge und Fluren sank, eisenfarben, aber so zart wie Mondlicht. Auch das Herz der Waldstille war nun verstummt, es pochte nur das kreisende Blut in den Adern, in den Adern des schauenden Knaben, in denen des Tiers, beiden zu Wohlstand, Glück und Vertrauen. Zu dem großen Vertrauen, wie es das Wasser hat, das zu Tal fließt, dem Meer entgegen, oder wie es Blumen und Laub haben, die niemandem als dem Licht gehorsam sind.

Langsam brach in Herrlichkeit der Sternhimmel

über Mario auf, als er heimlief. Im Dunkel des Hochwaldes ſandte er den Blick zu den Ewigen empor, es ſchien, als hingen ſie als winzige blitzende Kerzlein im geſchmückten Gezweig. In heiliger Feier prangte der mächtige, dunkle Dom.

Siebzehntes Kapitel

## Die Begegnung

Es war wieder Frühling geworden. Der gewaltige März hatte das Land mit Strömen von Licht und Stürmen geweckt, mit den Aprilschauern flogen die hellgrünen Schleier über die in Glanz und Glitzern erwachte Erde.

Mario war zur Nacht einmal wieder nicht zur Hütte Dommelfeis zurückgekehrt, denn die Dämmerung hatte sich auf die Lichtung herabgesenkt, über die im Frühlingsabend schnarrend und pfeifend die Schnepfen strichen. Den Sonderbaren mit den langen Schnäbeln, deren wirrer Flug und deren erregtes Abendspiel ihn fesselten, galt es lange zuzuschauen. Zuletzt flogen sie ihre schwarzen Zickzackwege im brennenden Rot des westlichen Himmels, zwischen den Birken hindurch, die hold und traurig im Abendfeuer hingen, als schliefen sie. Die Dunkelheit sank schnell, und der Knabe war müde vom langen Tag und den süßen Keimdüften der

Aprilerde. Er breitete sein Schlaffell über ein Laublager zwischen großen Wurzeln einer Fichte aus. Die Wurzeln bildeten hoch aus dem Boden hervor und gleichmäßig die Ränder seines Lagers, und der herrliche Baum sang ihn in Schlaf ein wie fernes Meerrauschen. Die Augen fielen so lind und still in Schlaf, wie fern das Abendrot erlosch, und die Nacht über seinem dichten schwarzen Nadelzelt leuchtete hoch und herrlich mit ihren Sternbildern.

Die Morgenkühle weckte ihn, es war noch blau und so ruhig, als sei die ganze Welt für immer entschlafen, noch rief kein Vogel. Die Mondsichel hing im zarten ziehenden Gewölk, aber sie strahlte nicht mehr, denn die Sonne beherrschte schon die hohen Regionen der Luft. Mario wusch sich am Bach und trank, da klang der erste Vogelruf auf, noch wie im Schlaf.

Das Brot hätte noch für einen ganzen Tag ausgereicht, aber Mario zögerte doch, seine Wanderung ins Ungewisse fortzusetzen, er war noch niemals so weit von der Hütte fort in fremde Landschaften vorgedrungen. Als er gerüstet war, das Schlaffell verschnürt und in ihm Brot, die kleinen Jagdgeräte, Fallen und das Werkzeug geborgen, nahm er Pfeil und Bogen und

suchte den Weg über das Moor auf die Lichtung zu, über der am Abend vorher die Schnepfen gestrichen waren, denn er wollte versuchen, ihre Nester zu finden. Ein ausgetretener Pfad war nirgends zu entdecken, er fand nur seine eigenen Spuren. Ein Tierwechsel zog sich durchs Buschwerk, aber nicht für Hochwild, denn er blieb niedrig, keine zwei Fuß hoch und nach oben hin dicht verwachsen. In die Niederung mußte er zum Fluß führen, entgegengesetzt verlief er in einem Dickicht, fast gerade, dort konnte kaum ein von Menschen betretener Pfad in der Nähe sein. Mario sah sich um, er wollte eine Erhöhung des Landes entdecken, alles im nahen Umkreis schien eben und ohne Erhebung.

Er legte sein Jagdgerät zur Erde und war eben im Begriff, eine Buche am Rand der Lichtung zu erklettern, um Ausblick zu gewinnen, als er den Atem und gleich darauf auch die Fußgeräusche eines großen Tiers im Laubwerk vernahm. Er erstarrte und lauschte angestrengt. Es mußte ein ihm fremdes Tier sein, und deutlich eines, das seine Witterung aufgenommen hatte und ihn suchte. Niemals würde Hochwild oder ein ähnliches Waldtier so unvorsichtig in die Gegend einbrechen, aus der ihm die Witterung eines Menschen zuge-

tragen wurde, denn der Morgenwind wehte auf das anstürmende Tier zu. Mario strengte den Blick an, wagte aber nicht sich zu rühren und seine Waffen aufzuheben. Der Baumstamm war zu dick, um ihn anders als langsam zu erklimmen. Hier brach etwas ganz Neues, Unbekanntes mit Willen und Drohung selbstbewußt auf ihn ein.

Nun teilte sich unter einem schweren Satz das Birkenbuschwerk am Boden, es brach grau und groß aus dem hellen Grün hervor, und ein mächtiger Wolf sprang auf den Knaben zu. Nur für einen kurzen Augenblick krampfte das wilde Entsetzen sein Herz zusammen; dann löste es sich in dem lauten Gebell, das aus dem mächtigen Rachen brach, und Mario wußte, daß er es mit einem Hund zu tun hatte. Sofort sammelte sich ihm alle durch den Schreck so grausam zersprengte und beengte Kraft, und er verhielt sich mit klarem Bewußtsein und rasch beruhigt, richtig. Er rührte sich nicht, ließ nur den Rücken an den Baumstamm sinken, um von hinten gedeckt zu sein, und sah das Tier an, das laut und wütend und ohne Aufhör bellte und bis auf zwei Kopflängen an ihn herangerückt war.

Der völlig ungewohnte Anblick des kleinen Waldmenschen brachte den Hund ganz außer sich, aber sein Zorn war nicht größer als seine Furcht, Mario fühlte die Angst des Tiers und lächelte zuversichtlich mit seinen blassen Lippen. Es war heller Tag, und seine Lage war frei und unverfänglich, da war auf die Dauer ein Hund nicht zu fürchten. Seinen ersten schrecklichen Gedanken, es möchte einer der Hunde aus der Försterei sein, verwarf er, was sollte wohl ein Jäger mit einem Wolfshund anfangen? Aber wem gehörte das Tier, und welche Menschen verbargen sich hinter seiner Gegenwart hier in der Waldferne?

Mario sah seinen Fehler und seine Unvorsichtigkeit ein, so mir nichts, dir nichts in fremde Landschaften einzudringen, die Nacht an einem Ort zu schlafen, dessen nähere Umgebung unerforscht war, und in den Morgen zu laufen, wie ein Spatz aus der Tenne hüpft.

Er begann mit dem Hunde zu sprechen, langsam und nur wenig, um zu erforschen, wie der Feind die Annäherung aufnahm. Es war übrigens ein wunderschönes, prächtig gepflegtes Tier, groß wie ein Wolf, grau und dunkel gedeckt, mit Ohren, schön geschwungen wie die Hülsen des Aronstabes und steif wie Papier-

tüten. Die Rute hing schwer und dunkel herab, am Rücken handbreit, und in den Augen funkelte ein zorniges Leben, schrecklich gesteigert durch das schneeweiße Gebiß, zackige Sägen mit Reißzähnen, so lang wie der Schnabel des Hähers.

Mario wußte, daß der Hund aus Furcht vor ihm, dem fremden Menschen, in Zorn geraten war, sicherlich zum guten Teil auch über sich selbst, da er nicht zu ergründen vermochte, wen er hier im Wald aufgetrieben hatte, und was die Erscheinung bedeuten sollte.

„Ich bin Mario," sagte der Knabe, „beruhige dich, damit du mich prüfen kannst, denke mit deiner Nase und unterrichte dich. Das Geschrei hilft uns beiden nichts." Er sah das Tier fest und ganz ruhig an, dabei dachte er gut und liebevoll an das zornige Geschöpf und ließ die schwache erste Regung seines Körpers wie in die Führung seines Gefühls geraten. Dann wandte er sich ab, ließ den Hund mit den Augen los und sah in den Wald zur Seite, damit das Tier unbehindert Freiheit gewänne, sich zu unterrichten.

Der Hund machte einen zögernden Ansatz zum Wedeln, schien aber seine Schwäche sofort zu bereuen und bellte jetzt um so lauter, jedoch der Grimm klang nicht

mehr recht überzeugend, es mischte sich ein Aufwinseln hinein, und nach kleiner Stille drang die schwarze Schnauze, lebhaft in sich selbst bewegt, mit dem schweren Kopf vor, und sog Duft und Wesen des Fremden mit der Luft ein.

Mario wandte sich dem Tier langsam wieder zu und lachte leise und herzlich, gerade in das böse Wolfsgesicht hinein. Der Laut kam wie eine sanfte, gütige Liebeserklärung über die Lippen, es klang so gut und arglos, wie niemals Worte hätten wirken können, strömte aber eine solche Kraft aus, daß das Tier, fast wie mit leisem Erstaunen, ein wenig zurückwich. Es gab wieder Laut, aber es klang nun heiter und ohne Zorn, die Angst war deutlich aus der Tierseele gewichen, nur noch Scheu und etwas wie Pflichtgefühl walteten, jedoch unterbrochen von kleinen Pausen, in denen die hellrote Zunge im Atem zwischen den Zähnen im offenen Maul flatterte.

„Es gibt hier für dich nichts zu lachen," sagte Mario mit lauterer Stimme. „Siehst du nicht, daß ich ein Mensch bin?" Das Tier wedelte zaghaft. Der Sieg war errungen, die Versöhnung war nun leicht, wenn Mario wartete, bis der Besänftigte sie einleitete oder sich davonmachte. Noch rührte der Knabe kein

Glied, er hütete sich vor allem, Arme oder Füße zu bewegen, aber er atmete auf und schaute sich um.

Da sah er auf der Lichtung im Morgenschein, der rötlich strahlte, eine Frau auf einem weißen Pferd. Ihn schwindelte, und er glaubte bestimmt, es sei alles ein Traum, die Begegnung mit dem Hund, sein stiller Kampf mit ihm, und das schöne und stolze Gebilde von Pferd und Reiterin gegen den hellen Hintergrund des jungen Birkengrüns. Ja, es mußte ein Traum sein, denn wie könnte eine Frau so zart und schlank sein, hochgewachsen und kühn, wie konnte sie ein Pferd besteigen und darauf in den Wald reiten? Oh Gott, liebe Dommelfei, jetzt weck' mich nicht, dachte er.

Da weckte ihn ein kurzes helles Pfeifen aus seiner Erstarrung, drei feine rasche Töne, die sich wiederholten, und der Hund vor ihm wandte sich von ihm ab und seiner Herrin zu, so rasch gehorsam, als seien die Klänge silberne Leinen, die ihn streng und kräftig von seinem Platz rissen.

Mario schlug den Blick nieder, und es brannte ihm in der Brust. Oh, er hätte sein bestes Gerät im Stich gelassen, wenn er dafür lautlos und unvermerkt im Busch hätte verschwinden dürfen. Der holde Schmerz

machte ihn böse, er warf sich trotzig in die Brust, aber den Blick wagte er nicht zu heben. So sah er den Ausdruck in den Zügen der fremden Frau nicht.

Das schöne schmale Gesicht war vor Erstaunen und forschender Begierde geradezu versteinert, sie schaute und schaute und schien immer noch nicht zu begreifen, was ihr der Wald mit diesem Morgenschein für ein seltsames Menschenwunder beschert hatte. Ihr war nichts von der Begegnung des Knaben mit ihrem Hund entgangen, dessen Gebell sie an die Buche gelockt hatte. Es war ihr vor Bewunderung unmöglich gewesen einzugreifen, so sehr sie sich anfangs für den Knaben geängstigt hatte, welch nie gesehenes Schauspiel bot sich hier ihren Augen! Dorn, der stärkste und gefährlichste ihrer vierbeinigen Freunde, der Respekt des Schlosses und der Schrecken aller Fremden und Landstreicher, ihr treuer Schatten und der Feind aller Menschen, die sie nicht vor ihm bestätigt hatte, Dorn ließ sich von diesem wilden Waldschrat besänftigen und leiten? Es war unverbrüchlich deutlich, der Hund hatte einer heimlichen Macht gehorcht, die über ihn gekommen war, er war gewichen und hatte die Stimme über sich verstanden und anerkannt, er hatte Zeichen der Zustimmung, ja

der Anfreundung gegeben und, was niemals gesehen worden war, er hatte die Rute in fast demütigem Wedeln bewegt wie vor seinem Herrn.

Noch lag ihr der Tonfall der Knabenstimme im Ohr, menschenschön und klar, und doch wie ein Laut der Natur, die den Menschen nicht kennt. Nicht Zorn oder Demut, nicht Drohung noch Schmeichelei waren die Mittel dieser Kraft, sondern eine wunderbare Seinsliebe in reiner Unschuld, Geschöpf und Geschöpf schienen sich darüber verständigt zu haben, daß zum Zorn kein Grund und zum Haß kein Recht vorhanden war, und daß der Mensch des Tiers Herr sei.

Jedoch fast noch größer war ihr Erstaunen über die Erscheinung dieses Knaben selbst gewesen, der sein sonderbares, wildes und gutes Lebensbild so unbefangen und selbstverständlich darbot, als wäre es von Anfang der Welt an bis zu diesem Tag nicht anders unter Menschen gewesen. Das gelbe Haar, rauh und lang, rahmte das braune Gesicht mit der helleren Stirn wie fallende Lichtbüschel ein, und als der Blick das Auge des Hundes suchte, flog es wie blaues Feuer, so klar und lebendig dem Tier entgegen, daß ihr Herz sich vor Entzücken gebeugt hatte.

Nun erst, da es still und gefahrlos geworden war, und der Knabe mit gesenktem Blick, aber aufrechtem Haupt vor ihr am Buchenstamm lehnte, sah sie auch seine Gewandung deutlicher und betrachtete sie prüfend. Das war nicht Kinderscherz und Knabenspiel, was aus diesem Aufzug sprach, sondern ein ernst zu nehmendes Kleiderwerk, die Jagd- und Arbeitsgewandung eines kleinen Mannes, einfältig, stark und ohne Eitelkeit, nützlich und rauh. Ihr schien, und mit einem Lächeln gestand sie es sich ein, als habe sie durch dieses Knaben Verhalten ihrem Hund gegenüber jedes Recht verloren, ihn wie ein Kind zu behandeln oder anzureden. Hier galt es, mit Klugheit einem kleinen Herrn des Waldes zu begegnen, das spürte sie wohl, oder man hatte verspielt wie Dorn, der sich zurückhaltend und deutlich ein wenig beschämt um die Füße ihres Pferdes drückte.

Mit einer kaum merklichen Bewegung des Knies trieb sie ihr Pferd zwei Schritte weiter vor und dichter an Mario heran, und fragte freundlich und ruhig, thronend und leicht bewegt durch das scharrende Tier, aus ihrer Höhe:

„Wer bist du?"

Oh, sie wußten sicherlich beide nicht, wie sie aufeinander wirkten, und daß die Bilder, die sie voneinander im Blick und Sinn trugen, sie schüchtern machten, die junge Frau und den Knaben. Hätte die Fremde geahnt, daß diese drei Worte ihrer hellen Mädchenstimme seit Ablauf eines ganzen langen Jahres, vom Frühling bis wieder zum Frühling, die ersten fremden Menschenlaute waren, die dieser Knabe außer der Stimme von Dommelfei und dem rauhen Baß des Försters gehört hatte, so wäre ihr sein Schweigen besser begreiflich gewesen. Wohl sah sie, daß der Knabe die Zähne mit fast wütendem Aufwand aufeinanderpreßte, sie meinte auch ein Beben zu spüren, das seinen Körper schüttelte, aber sie wußte nicht, ob es Trotz, Schüchternheit, Furcht oder Freude war. Wie konnte sie auch ihre Erscheinung und ihre Wirkung auf Marios Gemüt recht ermessen, sie, die gewohnt war, sich unter den Gewöhnten ihresgleichen unbefangen zu bewegen, auf Wirkung nicht bedacht. Sie sah, daß das Kind totenbleich war, bis an die Lippen, und daß Stolz und Scham in einer von Menschen nicht mehr berührten Seele kämpften, das machte sie vorsichtig bis zur Andacht, denn das Wesen und Angesicht dieses Kindes fesselten sie, weit über ihr

Erstaunen hinaus, ganz über die Maßen, so daß sie etwas wie Angst empfand, er möchte ihr wieder entrinnen.

Mario sann in seiner unverstandenen Pein auf nichts anderes, als wie er entrinnen könnte, jedoch er dachte zugleich an den Hund und wußte, daß das Tier ihn schon nach zwei Schritten aufs neue stellen würde, wenn ein Befehl dieser hohen und schönen Frau es wollte. War er nicht eben gefragt worden? Sie sollte ihn in den Wald laufen lassen, lieber wollte er allein und traurig sein.

Die Beharrlichkeit der wartenden Ruhe über ihm machte ihn immer trotziger und sehr unsicher. Es erwachte Zorn in ihm, wie eine Ahnung, als würde ihm mit Mitteln Gewalt angetan, denen er nicht gewachsen war, er fühlte seine guten Kräfte alle nicht mehr. Ob er die fremde Frau anschauen sollte? Oh, um alles nicht, das würde ihn durch und durch verraten, und er würde für furchtsam gehalten werden.

„Mein lieber Junge, ich meine es nicht böse mit dir, und du darfst bleiben oder gehen, wie du willst, aber ich bitte dich, mir zu sagen, wer du bist."

„Ich bin Mario," sagte der Knabe, den Blick am

Boden, die Brust mit Wohltat angefüllt vom Klang dieser zarten lieben Stimme. Er fühlte jetzt ganz deutlich, daß eine gute Seele sich an ihn wandte. Auch Dommelfei würde es bestätigen. Aber das Herz ward ihm darüber noch schwerer, er fürchtete die Macht, die über ihn kam und wurde erneut böse.

„Warum schickst du deinen Hund zu mir und störst mich in meinem Wald?" fragte er. Seine Stimme hatte Festigkeit, er hob den Blick, senkte ihn aber sofort vor der Teilnahme, die die Augen über ihm aussandten. Hier war der Zorn nicht zu wecken, mit dem er, wie mit einer Hilfe, gerechnet hatte.

„Ist dies dein Wald?"

„Ja," sagte Mario.

Er sah das Lächeln über sich nicht, es war so glücklich und holdbewegt, als sei die Sonne schon über den Birken aufgegangen und spiegelte ihren Glanz und ihre Wärme im Wiesentau.

„Vielleicht hast du recht," klang es zurück. „Du siehst aus, als sei der Wald dein Freund."

Mario verstand nicht, was diese Worte bedeuteten und seine Stirn zog sich in Falten. Daraus ließ sich nicht entnehmen, was die fremde Frau von ihm be-

gehrte. Und wenn sie nichts von ihm wollte, als mit ihm reden, weshalb ließ sie ihn nicht gehen?

Die Reiterin überlegte, was zu unternehmen sei, das Vertrauen des kleinen Waldbesitzers zu gewinnen. Da erinnerte sie sich der vortrefflichen Art, in der Mario ihrem Hunde, als er mißtrauisch und böse gewesen war, Gelegenheit zur Beruhigung gewährt hatte, ihn von sich aus zu prüfen und kennenzulernen. Er hatte sich nicht auf das verlassen, was er selbst etwa zu seinen Gunsten zu tun vermochte, sondern er hatte der Erfahrung und dem Instinkt des Tiers vertraut, das ihn prüfen wollte und nicht anhören. Bist du mit solcher Art vertrauter als mit Menschenart, so will ich dich gewähren lassen, dachte sie und stieg vom Pferd. Sie machte sich am Zaumzeug zu schaffen, als habe sie Mario vergessen, und löste die Trense. Ihr knapper Tuchrock ließ die hohen Stiefel frei, den Hut nahm sie vom Kopf und legte die Handschuhe mit den Stulpen hinein und beides in die Blumen.

„Ich möchte einen Augenblick auf den Weg zurück, von dem ich gekommen bin, willst du auf mein Pferd achten, bis ich wieder da bin?"

„Nein," antwortete Mario.

„Weshalb nicht?“

„Ich kenne noch kein Pferd.“

„Oh, du verstehst es gut, mit Tieren umzugehen.“

„Ich?“ fragte der Knabe erstaunt. „Oh nein. Es ist sehr schwer. Die Tiere sind dunkel und zart.“

Die junge Frau erschrak vor Glück.

„Was sind die Tiere?“ fragte sie rasch und unvorsichtig. Sie wünschte sich, noch einmal zu hören, was so wahr und einfach klang. Mario fühlte, daß sie nicht fragte, um etwas zu wissen, sondern aus anderen Gründen, und schwieg. Er nahm den Blick befangen zurück, der eben in der Sonne ihres hellen Haares geruht hatte, das golden war wie seines, aber stärker glänzte.

„Fürchtest du dich vor dem Pferd, Mario?“

Da flammte es sie aus den Knabenaugen an:

„Oh, du bist schon ein furchtbar dummes Weib!“

So hell und strahlend war ihm in der Welt noch nichts erschienen, als das perlende Lachen, das ihm antwortete so unmittelbar, so aus dem Herzen brechend, als stürzte eine Quelle über Kiesel und Moos.

Die junge Frau mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um Mario nicht in die Arme zu schließen. Sie sah, wie ihr Lachen ihn verwirrte, aber es war weit

mehr als nur Staunen in seinen Augen, es stand jetzt ein freudiger Schreck darin, neben scheuem hastigem Forschen nach Sicherheit und Fassung, ein erster schüchterner Wille, der ihr entgegentastete. Die braunen Hände suchten zur Rechten und Linken im Gürtel Halt, er preßte sie an die Hüften, um ihr Beben zu verbergen. Sie sah, er suchte nach einer Antwort auf ihr Lachen, fand sie aber nicht, obwohl seine Augen klar, blau und groß in ihrem Gesicht standen, wie zwei Sterne. Niemals hatte sie Augen wie diese gesehen. Es ging ein solches Glück inneren Wohlstands von ihnen aus, als wären Tag, Jahr und die Welt an ihrem seligen Anfang. Der Blick schüchterte ein, wie die Tieraugen der Raubvögel, die wie Steine sind, nichts vermag sie zu trüben, sie strahlen oder brechen. Aber wunderbar floß darüber ein warmer Glanz, den die langen Wimpern bargen, er war scheu, grundgütig und liebevoll.

„Willst du dich zu mir setzen, Mario," nahm sie befangen ihre Mühe wieder auf, denn sie war ratlos vor Sorge und Glück; vor Glück, daß ihr dies Kind begegnet war, und vor Sorge, es möchte ihr wieder entweichen. Sie ließ sich im Gras nieder. Ach, in ihm war

alles verkörpert, was ihr einsames Leben in der Stille und Größe der Heimatwälder froh machte. Und mehr, viel mehr. Ihr Herz schlug so heftig, daß sie es hörte.

„Willst du, Mario? Antworte mir."

„Ja," sagte der Knabe, „aber nicht ganz nah."

„Nein, nicht ganz nah, Mario, sondern wie du willst. Woher kommst du? Sag es mir. Wie lebst du im Wald und wo?"

„Das will ich nicht sagen," antwortete der Knabe, der sich zögernd am Stamm des Baums niedergelassen hatte, unausgesetzt den forschenden Blick in ihren Zügen. Er versuchte zu begreifen, was in dieser vornehmen und schönen Frau vor sich ging und was sie von ihm wollte. Er fühlte deutlich, daß sie innerlich erregt und unsicher war wie er selbst, aber er verstand nicht weshalb. Er unterschied, daß ihr Blut und ihr Atem nicht gingen, wie es in Ruhe und Gleichmaß geschieht, und ihm war, als sei sie voller Angst. Ob sie an seinen Pfeil und Bogen dachte, die neben ihm lagen? Hingeschaut hatte sie noch nicht. Es war aber vielleicht doch gut, sie zu beruhigen.

„Ich werde dich nicht schießen," sagte er und zeigte ihr die flachen offenen Hände, bis zur Stirn erhoben,

den Kopf freundlich geneigt, wie er es gewohnt war, den Wesen im Wald zu begegnen, die ihn fürchteten.

„Oh, du mein lieber Gott," stammelte sie leise und langsam. Er sah, daß sie sich auf die Lippen biß und den Kopf abwandte. Wie unverständlich dies alles blieb. Aber nun konnte er für einen Augenblick ungestört das Pferd anschauen. Welch ein schönes Tier das doch war. Weiß wie Schlehenblüten, mit schwarzen Augen, wie Holzkohle, und Sattelzeug aus gelbem Leder, voll glänzender Metallschnallen und -heften. Der Steigbügel war aus Silber, das war sicher, der Schweif streifte fast den Boden.

Er fühlte sich wieder betrachtet.

„Gefällt dir das Pferd, Mario?" fragte die warme gute Stimme.

Wie klug doch diese Frau war, Mario nickte nur und sah fort. Die Fremde sollte nicht glauben, er liebte das Pferd.

„Wünschst du dir ein Pferd, mein kleiner Jäger?"

Nein, das war denn doch über alles wunderbar. Wie erkannte sie seine Gedanken!? Mario erschrak und seine Augen zeigten Angst. Er schüttelte rasch den Kopf und rückte ab.

„Ich will fort," sagte er, „wenn du ein gutes Weib bist, so laß mich gehen."

„Zu dir werde ich gut sein, Mario, aber nun höre mich einmal ruhig an und versuche zu verstehen, was ich sage."

Sie faßte sich mächtig und rang um Ruhe und Kraft, es galt ihr viel.

„Höre mich an, mein lieber Mario. Du lebst vielleicht allein im Wald und auf deine Art, ich weiß es nicht, aber nicht wahr, du willst begreifen, daß ich anders als du lebe, in Geselligkeit und unter mancherlei Menschen. Unter meinen Freunden ist es nun Sitte und Gewohnheit, daß man dem Fremden, dem man begegnet ist und an dem man Gefallen gefunden hat, eine Gabe zur Erinnerung gibt. So möchte ich dich bitten, mir eine solche Gabe zu schenken und dafür eine von mir anzunehmen."

Sie stockte und sah den Knaben forschend an. Er erwiderte ihren Blick aufmerksam und dachte nach. Es kamen Laute und Worte vor, die ihm fremd geworden waren, und die er nur aus ferner Erinnerung her verstand, jedoch zum erstenmal begriff er, daß sie wirklich etwas von ihm wollte, und besann sich angestrengt. Dies

klang gütig, aber es war doch recht sonderbar. Er schwieg und wartete, während er versuchte etwas festzustellen, das er geben könnte, falls ein Tausch zustande käme.

Ihr Mund, lächelnd unter den halbgesenkten Lidern, stand ein wenig offen, die Hand, so weiß wie Schnee und sehr zart, lag auf dem Tuch des Knies, die Finger bewegt, wie Blätter im Wind. Mario kam in den Sinn, daß einst Dommelfei über seine Hand gespottet hatte, als er zu ihr gekommen war, sie war weiß gewesen wie jene dort. Warum zittert ihre Hand, dachte er, aber dies Beben stimmte ihn andächtig. Er erschauerte leicht, das Wunderbare aufs neue ermessend, das ihn betroffen hatte, und wieder befangen wie in einem Traum.

„Sieh, Mario, ich möchte mit dem beginnen, was ich dir vorgeschlagen habe, und dir ein Pferd geben."

Mario sprang auf und stützte sich am Stamm der Buche, denn er wankte, was nicht oft geschah.

„Das Pferd?! Nein, oh nein!"

„Nicht dieses Pferd, Mario, ein anderes."

„Hast du zwei Pferde? Zwei?"

„Ja, Mario, ich habe zwei Pferde." Sie ließ es bei

dieſer Zahl, ermeſſend, daß es nicht gut ſei, ihm zu ſagen, wie viele ſie hatte. Die jähe Bläſſe im Geſicht des Kindes rührte ſie tief, aber mehr noch ſein Glaube. Er nahm alles wahr und einfach. Mit Aufwand drängte ſie die zärtliche Wallung zurück, ihre Bewegung, ihren Dank für dies Vertrauen, machte ſich hart und fragte ruhig:

„Was gibſt du mir?"

Dieſe Frage beruhigte Mario. Er ſann lange und ſagte endlich einfach:

„Was ich habe, brauche ich."

„Haſt du nichts, was du nicht brauchſt?" Sie erbebte unter dieſer Frage, denn ſie ermaß die Lebensbedeutung deſſen, was der Knabe geſagt hatte. Er antwortete ohne Trauer:

„Nein."

Sti und Zinner konnte er nicht entbehren, weil er ſie liebte. Er dachte daran, wie heiß er Sti, das Schwein, gegen Dommelfei hatte verteidigen müſſen, die es freſſen wollte, in den Rauchfang hängen und braten. Er dachte auch an ſeine Vögel. Unmöglich! Da kam ihm ein Gedanke:

„Ich will dir vielleicht ein Rotkehlchen geben."

Die junge Frau tat zweifleriſch, als erwäge ſie den Handel. Mario ſah ſie forſchend an. Wahrſcheinlich wußte dieſe Fremde nicht, wie ſchön ein Rotkehlchen war.

„Kannſt du Rotkehlchen fangen?“

Mario lachte.

Es war das erſtemal, daß ſie ihn lachen hörte, und alles in ihr jubelte auf. Wie hold es war, die Verachtung dieſes Knaben zu tragen, wenn ſie nichts als ſeine ſchöne Kraft verriet.

„Schau, ſo,“ ſagte er, hob und öffnete die Hand und legte dann einfach den Daumen weich und ſchnell an den Zeigefinger. „Da hab' ich es.“

„Setzen ſich die Vögel auf deine Hand?“

„Ja,“ ſagte Mario, „du mußt den lebendigen Wurm zwiſchen die anderen Finger ſtecken. So. Endlich lernen ſie es.“

Sie bändigte ihr Herz. Oh Mario, lieber Mario! dachte ſie. Kommen die Vögel des Waldes zu dir wie Wind oder Tau? Immer wieder frage ich dich, wer du biſt, und laß mir nicht genug ſein an deinen ſchweigſamen Antworten, die niemals Worte der Erklärung ſind, ſondern immer du ſelbſt. Aber ſie ſchwieg und

zwang sich zur Nüchternheit, denn sie verstand, daß das Kind die Wallungen ihres Gemüts nicht begreifen konnte, weil es in seiner Unschuld nicht zu ermessen, noch auch nur zu denken vermochte, daß jemand Wohlgefallen an ihm fände.

„Willst du mir morgen das Rotkehlchen bringen?"

„Darf ich dann jetzt fort?"

„Dann magst du nun gehen, wenn du willst."

„Ich werde es bringen, aber später am Tag."

„Ist dein Weg weit?"

Mario schwieg und lächelte, so würde sie ihn nicht fangen.

Sie verstand sofort, daß er befürchtete, sie wolle seinen Wohnort erkunden und mußte ihrerseits lächeln. Er war vorsichtig und schlau wie ein Tier, das keine Gunst voraussetzt, bevor es nicht erfahren hat.

„Du wirst bestimmt kommen?"

Mario sah böse auf, erstaunt und verächtlich:

„Ich habe es gesagt!"

„Gut, so bleibt es dabei, auch ich werde kommen. Leb wohl, lieber Mario, ich will an dich denken. Gib mir die Hand."

„Nein."

Er trat vorsichtig, jedoch in freier Haltung zurück, die Augen in den ihren.

„Dorn!“ rief sie und nahm den Hund zu sich. Es klang kurz und traurig. Mario ergriff Pfeile und Bogen und verschwand in den Büschen. Sie lauschte und stand. Es klang kein Laut mehr, kein Rascheln, kein Knacken von Ästen. Es war so still, als sei ein Schatten entwichen. Nun schnaubte das Pferd und stampfte; der Vogelgesang schwoll an in Nähe und Ferne — hatten denn die Vögel geschwiegen?

Achtzehntes Kapitel

## Die Schloßherrin

Am anderen Tage, drei Stunden nach Sonnenaufgang, saß Mario im Wipfel der Buche, unter der seine Begegnung mit der fremden Frau stattgefunden hatte. Er dachte an Dommelfeis sonderbare Augen den gestrigen Tag hindurch; schließlich war er in den Wald gelaufen und erst zur Nacht heimgekehrt. Jedoch er fühlte, daß sie von seiner Begegnung auf ihre Art wußte, gottlob, sie fragte nicht, aber sie hatte ihm das Ungewöhnliche angemerkt, das ihm widerfahren war. Alles merkte sie, oh, klug und sehend war Dommelfei.

Er überlegte, weshalb er vor ihr geschwiegen hatte; doch um alles in der Welt hätte er diesmal nicht berichten können, was ihm geschehen war, am wenigsten bevor sich alles vollzogen hatte, was noch bevorstand und erwartet werden mußte. Das Rotkehlchen trug er in einem winzigen Weidenkäfig am Gürtel und

versteckte es jetzt im Baum. Nun sollte sich zeigen, was kommen wollte, was ihn nicht ruhen ließ, auch nicht im Schlaf.

Alles lag leer und still umher, unter ihm der Rasenplatz zeigte noch deutlich die Spuren von gestern, nicht jedem erkennbar, wohl aber ihm. Die durchsichtigen Schatten wanderten dort unten. Totenstill hockte Mario im Baum, das Warten war ihm keine Not.

Nach einer Weile vernahm er dumpfe Fußgeräusche in der Ferne hinter dem Vorhang der Birken. Weit hinaus konnte er nicht ausschauen, aber deutlich klangen nun auch Stimmen, die Stimme von gestern und dazwischen ein Männerbaß. Er verscheuchte mit einer Handbewegung den Buchfink, der in seiner Nähe wie toll schmetterte, und lauschte mit Herzklopfen, die Augen geschlossen. Wahrhaftig, es war die Stimme eines Mannes. „Jawohl," sagte die Stimme, und noch einmal „Jawohl".

Das Fußgetrappel brach ab, man hörte einen Absprung und wieder einen, viel weicher; ein Pferd schnob, und es klirrte wie lose, dünne Ketten.

Mario glitt einen starken Ast entlang, tief ins Blätterwerk vor, doch nicht weiter, als der Ast ihn ohne

zu schwanken trug. Jetzt sah er zwischen den Birken zwei Pferde, seine Bekannte von gestern und neben ihr — sein Herz stand still — einen Förster! Er kochte vor Grimm auf und glaubte sich verraten. Der Mann trug eine grüne Uniform mit Hirschhornknöpfen, genau wie sein Feind, einen grünen Hut mit einer Feder daran und an der Seite ein kurzes Messer in Leder. Ein Gewehr besaß er nicht.

Marios erstes Forschen, nach dieser Entdeckung, ging nach dem Hund. Er war nicht dabei. Das beruhigte ihn etwas und er gewann Atem und Besinnung zurück, lächelte sogar ein wenig, wenn er daran dachte, dieser Mann möchte den Versuch machen, ihn zu fangen. Den Hund hätte er erschießen müssen, gottlob, daß er die Waffen bei sich hatte.

Jetzt nahm der Mann für kurz eine sonderbar steife Haltung ein, verbeugte sich und legte die Hand an den Hut. Hierauf entfernte er sich. Mario ermaß und merkte sich die Richtung des Schreitenden, verfolgte sie scharf und atemlos ein kleines Weilchen, soweit sein hohes Versteck es erlaubte, und war dann wie ein Husch vom Baum hinunter auf dem Boden. Der Jäger der jungen Frau ahnte nicht, daß er wenige Minuten dar-

auf hart an Mario vorüberschritt, der neben seinem Weg unter einem Busch lag, von Laub verdeckt, Farnbüschel vor dem Gesicht, und ihm mit den Augen folgte. Ja, er ging wirklich von dannen, er pfiff sogar, der Arglose, und so, wie man nicht pfeift, wenn man damit Gleichgültigkeit vortäuschen will. Die Frau hatte diesem Menschen nichts verraten; Mario fühlte, daß jener nichts wußte, wahrscheinlich war er nur des Pferdes wegen mitgekommen.

Jetzt erst, nach der überstandenen Sorge vor einer Gefahr, zog ihm wie ein erregender Schein die Gewißheit in die Brust, daß diese fremde Frau wirklich mit einem zweiten Pferd zur rechten Stunde am bestimmten Ort erschienen war. Auf dem Rückweg zum Baum machte er eine Weile im Gebüsch Halt, dicht bei den Pferden, und betrachtete sie, aber seine Unruhe war zu groß und schlug nicht als Freude in ihm empor, vielmehr als heimliche Angst und Scham. Was verband eine Fremde, die wahrhaftig so viel zu geben bereit war, mit solcher Tat? Ihm war, als bedrohte eine gefährliche und zugleich liebevolle Macht seine Freiheit und sein Leben im Wald. Dieser Gedanke ließ ihn nicht los, das Neue und Unfaßbare, das ihn seit gestern be-

herrſchte, nahm ihm Sicherheit und Frieden, aber es trieb und zog mit geheimnisvollen Kräften in ſeine Kreiſe.

Zu ſeinem Baum konnte er nicht mehr zurück, die Fremde ſaß dort im Schatten im Moos. Es beſchämte Mario, ſie zu betrachten, ohne daß ſie es wußte, er ahmte das Flöten des Pirols nach und dann das ſchnalzende Meckern des Eichhörnchens, wenn es erſchreckt und ärgerlich vor einem Menſchen in einen Baum flüchtet. Sie rührte ſich nicht, ſie ſah vor ſich nieder und ſpielte mit der Reitgerte am Boden, als ſuchte ſie etwas in Laub und Moos. Er mußte nun wohl zu ihr gehen, wie ſchwer das war. Dommelfei hätte ſofort erkannt, daß es kein Pirol war, der rief.

Vielleicht hatte ſie ſeine Gegenwart längſt geſpürt und lächelte deshalb ſo wunderlich? Er trat aus den Büſchen, fünf Schritte von ihr entfernt, die Sonne hinter ſich. Als ſie die Augen zu ihm hob, überwältigte ihr Blick ihn, ſo daß ihn ein Zittern befiel, ſo froh und liebevoll war ihr Augenpaar und ihr gutes helles Geſicht. Er fühlte wieder brennend ihre große Macht und daß ſeine Kräfte von ihm ſanken.

„Du biſt gekommen, Mario!“ ſagte ſie. Das war

keine Frage, ihre tiefe Stimme barg einen heimlichen Jubel, sie freute sich, wie merkwürdig.

„Ja," antwortete er, „und ich bringe ein Rotkehlchen."

„Zeig es mir."

Sie sah, wie er sich in den Baum schwang, und staunte. Am unteren Ende eines schweren Astes, der tief hing, sprang er, mit den Händen greifend, den Ast an, zog sich empor und schritt ihn aufrecht bis zum Stamm entlang, als ginge er auf dem Boden der Erde. Die abgeschabten Lederhöschen, noch dünn mit Fellhaaren besetzt, reichten kaum bis an die Knie; darüber trug er ein offenes Hemd aus ockerrot gefärbtem grobem Leinen und einen Ledergürtel, der nicht geschnallt, sondern geflochten war, sonst nichts. Das Hemd hatte die Farbe, wie sie in Sonnenflecken auf der Föhrenrinde schimmert, und war heller als seine Haut. Man sah und fand ihn schwer am Boden oder in einem Baum, Licht und Regen hatten sich dieser Gewandung angenommen und sie den Geschöpfen gleichgemacht, die sie nährten und schützten. Das helle Haar flimmerte wie Sonnenspiel, ganz aufgenommen schien dies Kind, auch äußerlich, von der Natur und ihr zugehörig.

Sie betrachtete den Vogel lange, die großen schwarzen Augen schauten angstvoll und wißbegierig, aber ohne Entsetzen auf die unfaßbaren Menschen; er flatterte nicht, es lag etwas wie ein rührendes Vertrauen im Gehabe des kleinen Tiers.

„Dies kennt den Menschen noch nicht," sagte Mario.

„Hast du ein Rotkehlchen, das dich kennt?"

„Ich nicht," antwortete Mario, „aber Dommelfei."

Er erstarrte und wurde bleich bis an die Haarwurzeln, jetzt hatte er sich verraten.

„Die alte Marilin ...?"

Beide schwiegen fast eine Minute lang.

Der Satz, der Name waren der jungen Frau im höchsten Erstaunen entfahren, aber sie tat nun, als sei ihr die Nachricht ohne Bedeutung, und sprach gleichmütig von etwas anderem. Es schien, als läge ihr nichts an dieser Kenntnis; ja, es war, als sei sie ihr nicht einmal neu. Ob er seinen Bogen und seine Pfeile nicht bei sich habe, nicht daß sie Furcht empfände, doch gar zu gern würde sie einmal sehen, ob er ein Ziel zu treffen verstünde. So, die Dommelfei kenne er auch ...

„Wollen wir es versuchen, Mario? Auch ich kann schießen."

Der Knabe lächelte verwirrt. Er fühlte, sie dachte doch nur an Dommelfei.

„Du?“ fragte er ungläubig. Seine Torheit quälte ihn, mehr noch ihre liebe Klugheit, die ihn leitete. Er empfand die Kraft über sich und konnte sie nicht böse heißen, es schmerzte weh und süß im Atmen.

„Die Pfeile sind im Baum.“

„Hol sie, Mario. Oh, das ist schön, ich bitte dich.“

Sie nahm einen der Pfeile in die Hand.

„Wer hat die gemacht?“

„Ich,“ antwortete Mario ohne Stolz, einfach, wie man eine Auskunft gibt.

„Hat denn Dommelfei Werkzeug für solche Arbeit?“

Mario schwieg und sah sie böse an, aber in ihren ruhigen Augen verflog sein Zorn. Er mußte lächeln und tat es mit einer schüchternen Regung von Hingabe.

„Sag es niemand,“ bat er und hob beide Hände gegen sie.

„Ich verspreche es dir, Mario. Will es Dommelfei nicht?“

„Ich will es nicht.“

„Es soll geschehen, wie du möchtest, verlaß dich auf mich. Nun wollen wir ein Ziel machen. Sieh hier, ich hänge meinen Handschuh an den Stamm."

Sie war aufgestanden und zu einer Birke geschritten. Wirklich, sie hängte den Handschuh aus gelbem Leder mit der sonderbaren Stulpe dort an den dünnen Stumpf, der zurückblieb, nachdem sie den Zweig abgebrochen hatte.

Mario schüttelte den Kopf.

„Er wird ein Loch bekommen, das will ich nicht tun."

„Du wirst ihn nicht treffen, mein Junge."

Mario antwortete nicht. Er sah sich um, nahm einen dürren Ast, der eine Gabel bildete, brach und knickte ihn so, daß daraus ein Dreieck von der Größe einer Handfläche entstand, wie ein Triangel; dies hängte er auf das Aststümpfchen, nachdem er ruhig den Handschuh entfernt und zurückgegeben hatte. Sie nahm ihn mit Lächeln. Wie scheu seine Hand zurückwich.

Mario trat an die Buche zurück, das waren zwölf Schritte vom Ziel entfernt. Er nahm drei Pfeile; zwei hielt er mit dem großen Bogen zugleich, der aussah, als sei er, so wie er sich darbot, gewachsen und nicht

gefertigt, und fiel mit einem Ruck, den dritten Pfeil auf der Sehne, in die Haltung eines weiten Schrittes, beide Knie gerade, den Kopf zurück, wie um den Blick zu aller Freiheit zu heben. Den Haarschopf warf er nach hinten. Das Gerät, der senkrecht stehende Bogen mit der kaum gestrafften Leine und der Pfeil fanden keine Beachtung, wohl aber das Ziel.

Ergreifend war der forschende, schätzende Blick, der das Ziel faßte, wie mit Händen, zugleich gebieterisch und hingegeben, fast traurig. Es war, als trüge dieser Blick den Knaben selbst mit sich, über die Raumspanne fort und zurück, hinauf und hinab. Ja, es erschien, als saugte der Blick das Ziel an sich heran; er machte es zum Einzigen, das in der Welt vorhanden war, beschwor es in eine magische Willensmitte. Sein Auge verschleierte sich leicht, Bogen, Arm und Körper wurden eins — dann hallte ein leiser, aufschreckender Ruf, ein fremdlautiger Ton der Natur, ohne den Sinn, den Worte geben, und weich und jäh glitt es mit großer Kraft vom Bogen ab.

Der zweite Pfeil erreichte den Stamm, als der erste noch im Holz zitterte. Beide saßen im Ziel. Den dritten ließ der Knabe mit dem Bogen sinken, schritt an

die Birke und löste die Starrenden mit Sorgfalt. Er sah nicht zu der jungen Frau hinüber, sondern blinzelte ins Licht.

„Mit der Sonne ist es leichter," sagte er nur.

Ihr fiel erst jetzt auf, daß er gegen das Licht geschossen hatte; sie verbarg ihre Bewunderung und Bewegung; ihr war, als verdürbe auch nur ein einziges Wort der Zustimmung den Glanz und die Freiheit dieser Seele und dieses Körpers, die ihr Wissen, Geschick und Tun verwalteten, wie ein Vogel seine Flügel im Element des Lichts bewegt.

„Nun gib den Bogen mir, komm, ich will es versuchen."

Er reichte sein Gerät zögernd dar; um seine Lippen lag, kaum ein Lächeln, ein Schein von Mitleid und Sorge. Sie war froh, als der zweite Pfeil wenigstens im Birkenstamm stak und hoffte auf Marios Anerkennung, aber er war seinem ersten Pfeil nachgesprungen, der in die Büsche geflogen war, er hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und fand ihn sofort.

„Woher wußtest du denn, Mario, daß ich vorbeischießen würde, du hast nur auf deinen Pfeil geachtet."

Der Knabe sah sie an, besorgt, sie gekränkt zu haben, denn der Ton ihrer Stimme war neu und anders.

„Das kann ich nicht sagen," antwortete er leise. —

Es gelang ihr auf kluge Art und ohne Falsch, sein Sinnen und sein Herz in ihr Tun und Denken zu verweben, es war noch keine Stunde vergangen, als sie dicht nebeneinander im Gras saßen und ihr Frühstück teilten. Bei den Pferden waren sie auch schon gewesen. Sie hatte auf das kleinere gewiesen, das braun und lebhaften Auges, mit schwarzer Mähne, neben dem weißen Gefährten graste.

„Dies ist deins," hatte sie nur einfach gesagt, „später sollst du reiten."

Er hatte keine Antwort gewagt und war furchtbar erschrocken, als er spürte, daß seine Hand in der ihren lag, als sie zu ihrem Schattenplatz unter dem Baum zurückschritten. Er war es gewesen, der ihre Hand ergriffen hatte! Nun würde sie merken, daß er zitterte. Jetzt legte sie den Arm um seinen Nacken, als wollte sie ihn ausruhen, und zog ihn ein klein wenig an sich. Nichts würde helfen, kein Schlagen und Beißen, nicht Kratzen und Schießen. Ähnlich mußte es sein, wenn man starb ...

„Höre, Mario, mein Lieber, vor Jahren, es ist noch nicht gar so lange her, da hatte ich ein Büblein, viel kleiner als du, heute wäre es sechs Jahre alt ..."

„Es ist vielleicht gestorben."

„Ja, Mario, es ist gestorben."

Sie schwiegen beide.

„Kannst du verstehen, Mario, daß ich mir oft und oft gewünscht habe, es möchte wieder ein Knabe in meinem Leben und immer um mich sein? Wie oft habe ich Gott darum gebeten."

„Mit dem lieben Gott ist nicht viel zu machen."

„Aber Mario! Lieber! Wer hat dich so heidnische Dinge gelehrt?"

„Dommelfei sagt, der liebe Gott hat wenig Zeit. Tue du selbst ein wenig, tue es recht und liebevoll, sagt Dommelfei, und schau hin, schon ist auch Gott dir gnädig."

Mario sah die junge Frau ruhig an und erschrak über den Ausdruck ihres Gesichts. Er wußte nicht, ob das nun Lachen oder Weinen werden wollte. Eine Träne kam, aber der Mund lächelte und zuckte. Solche Gefühle verstand er, aber er begriff nicht, was sie hervorgerufen hatte. Diesmal dauerte es lange, ehe die Fremde wieder sprach.

Er war müde, da er in der Nacht vor Erregung und Erwartung nicht recht hatte schlafen können und drei Stunden lang gelaufen war, von Sonnenaufgang an. Nun hörte er eine Geschichte, von einer Mutter, die mit ihrem Söhnchen durch Wald und Wiesen ging, von einem Schloß, das jenseits der Birken in den Bergen liegen sollte, tief im Wald, nahe der großen Straße, die das Land durchzog, ja, davon hatte auch Dommelfei erzählt.

Er vernahm eine scheue, liebe Bitte, herzlich an sich gerichtet, er solle mit ihr gehen und bei ihr auf dem Schloß wohnen, nicht heute, nicht jetzt, aber bald. Es öffnete sich ein hohes altes Tor, und dunkle Lebensbäume erhoben sich zur Rechten und Linken einer hellen Terrasse aus Stein, von der aus man weit über das Land und seine Forsten, Hügel und Wiesen zu schauen vermochte. Die alte Dommelfei, seinen Wald und seine Freiheit würde ihm niemand rauben, und er könne wandern und schweifen, jagen und fischen wie einst und zu den Tieren zurück, so oft es ihn trieb. Aber über dem vertrauten Leben, das er bisher geführt hatte, sollte ihm ein anderes, reicheres und neues aufgehen. Vom Turm aus sah man weit in die große, fremde bunte Welt,

und sie wollte sie ihm öffnen und erschließen mit Geduld und Liebe, als wäre sie seine Mutter.

Er sah sich selbst zu Pferd durch den Bogen des Tors in den Hof einreiten, immer an der Seite der schönen fremden Frau. Sein Kopf ruhte fest und gut.

So schlief er ein.

Neunzehntes Kapitel

## Das Tor

Nun war vor Dommelfei nichts mehr zu verbergen. Warum ließ ſich nicht alles einfach und recht erzählen, kurz und deutlich, wie ſonſt? Nein, das war nicht möglich, es ging heiß und ſtürmiſch zu, dann wieder ſtill und wortlos, nur mit Blicken und Gebärden; es erſchütterte beide ſo heftig, daß keiner Ruhe fand. Endlich lag Mario vor der Alten auf den Knien und ſchluchzte wahrhaftig in ihren Schoß hinein, das war ihm noch nie geſchehen; es machte ihn ſo hilflos, daß er allen Halt verlor.

Aber nun wurde Dommelfei gefaßt und ruhig, denn ſie erkannte, was in Wahrheit geſchehen war und daß es ſich nicht um ein beliebiges Erlebnis handelte. Sie gab ihm ihre Ruhe, indem ſie die alten ſchweren Hände über ſein Haar ſtrich, eine ganze Weile und ohne ein Wort zu ſagen. Sie zerriß ihm ſein Herz nicht, das bitterlich ſchwankte, und zeigte ihm ihr großes Leid

nicht, sondern gebot ihrem eigenen Herzen, daß es schweigen sollte. Das ist Dommelfeis schwerste Tat in ihrem ganzen langen Leben gewesen, dies und was nun in der Folge geschah, sie hat es vollbracht, als sie schon eine alte Frau war. Das sollte man wohl bedenken und nicht vergessen. Der Jugend ist keine Last zu schwer, denn das Leben, das liebe, helle, fortstürmende Leben, das ihr zu eigen ist, trägt sie mit sich dahin, aber das Alter muß seine Last allein tragen.

Es ist nur gut, dachte Dommelfei, daß Mario nicht weiß, wie lieb ich ihn hab'.

Es war Abend und wurde schon dunkel; die Drossel sang draußen noch im Wipfel der höchsten Tanne. Sie sang über die grüne Wildnis der Baumkronen hin, ihr Lied scholl über das wogende und stille Meer des Waldes dahin, das süße Flöten füllte den Abend, so daß niemand die Nacht zu fürchten vermochte, es rief den wohltätigen Schlaf und machte allen Schaden des Tages gut.

Der Raum lag in Dämmerung; Dommelfeis alter Korbstuhl knarrte. Es war wirklich ein Wunder, daß dieser Sessel überhaupt noch zusammenhielt; er war geleimt und genagelt, hier und dort mit Bast und

Draht umschnürt und in der Mitte durch eine Kiste gestützt, die auch nicht mehr jung war. Seine Kissen und Polsterchen hingen ihm an wie grobe Pflaster auf einem Gerippe, und hätte er nicht seit langem schon und ganz die Formen seiner Besitzerin angenommen, die ihn mit Armen und Beinen fast mehr stützte, als er sie, wenn sie darauf saß, so wäre er längst zusammengebrochen. Jetzt knarrte er, denn Dommelfei dachte nicht an den Sessel, sondern nur an Mario, der den Kopf gehoben hatte und aufstand. Rasch sprach sie, damit seine Beschämung sich unvermerkt davonmachen konnte:

„Die Schloßherrin hat gesagt, sie wolle hierher kommen, mit mir zu reden?"

Dommelfeis Stimme klang jetzt gelassen und heiter, ja fast ein wenig spöttisch; Mario beruhigte sich unter diesem gewohnten Tonfall. Vielleicht wurde doch alles gut.

„Ja," sagte er und lächelte unsicher, „aber das ist es ja nicht . . ."

„Was ist es denn, du Kleinster im Wald?"

Da nannte sie ihn nun ‚Du Kleinster im Wald!' Mario machte wilde Fäuste und stampfte mit dem Fuß den Boden, so weh tat seine Liebe ihm.

„Ich will nicht fort von dir!“ schrie er, „das ist es. Ich kann nicht.“

„Ja, hast du mir nicht erzählt, Mario, daß du gehen und kommen könntest, wie es dir lieb und recht ist? Ist dir nicht dieses versprochen worden, wenn du aufs Schloß gehst? Da warte du nur. Ein Tag ist nicht das Leben und der Wald nicht die Welt. Laß sie denn zu mir kommen, da werden wir sehen, und niemand soll dir Gewalt antun, mein Mario, dafür steht Dommelfei.“

Beim Essen war die Alte schweigsam und sann über alles nach, was Mario ihr berichtet hatte. Sie kannte die Leute vom Schloß und dachte hoch und gut von ihnen. Der längst verstorbene alte Schloßherr, der Vater von Marios neuer Freundin, war ihr eine vertraute Gestalt, ihr eigener Vater hatte ihm im Wald gedient, und sie verdankte seiner Gunst ihr Haus- und Waldrecht. Der junge Herr, den sie niemals gesehen hatte, der Gatte der einzigen Tochter, war als einer der Ersten im Krieg gefallen, an der Spitze seiner Reiter ein Kämpfer und Held. Ein Jahr darauf nahm der Tod das Söhnchen aus der Welt, alles verhielt sich so, wie Mario berichtete, und so würde es denn wohl

wahr und recht sein, daß die junge und einsame Frau sich Marios in Gunst und Liebe anzunehmen gedachte ... war es nicht gut und gottväterlich ersonnen und gefügt, daß sie sich hatten treffen sollen, ein Glück für Mario, den Lieben, den ihr einst ein Frühlingstag in ihre Hütte geführt hatte, als brächte ihn die Sonne ...

„Warum ißt du nicht, Dommelfei? Denke doch, ich habe auf dem braunen Pferd gesessen. Du weißt nicht, wie das ist. Das ist etwas ganz anderes wie so ein Sessel dort."

„Da wird es dich abgeworfen haben, das Pferd."

„Wo denkst du hin, ach, es ist schwer mit dir zu leben! Es kennt den Menschen, hat gelernt, ihn zu tragen und trägt ihn gern. Meinst du, man muß den Zügel kräftig reißen oder die Peitsche brauchen? Kein Gedanke. Du rührst den Zügel nicht stärker, als ob du ein Veilchen pflückst, und es fühlt zugleich deine Knie und weiß, was du willst. Du kannst es mit deinen Schenkeln leiten, und wenn es sich unter dir regt, bist du so glücklich, daß du laut lachen mußt. Ach, Dommelfei!"

„Da wird es dich abgeworfen haben, das Pferd."

„Du sagst ja immer dasselbe! Hörst du nicht zu? Dommelfei . . .“

Und da hing er ihr am Hals. —

Sie gingen früh schlafen und sprachen nur noch wenig miteinander, das Schicksal stand über ihnen wie ein Gewitter, das zu Not, Gefahr und Segen über Flur und Wald dahinzieht und sich entladen muß, und das kein menschlicher Wille leiten oder hindern kann. Mario wollte früh auf die Waldwiese, denn seine Freundin wartete auf die Antwort.

Er ließ die Tür zum Wald offen, als er sich niederlegte, und lauschte auf die Geräusche und Stimmen der Natur, die aus der Dunkelheit zu ihm drangen und mit ihm redeten. Sie nahmen Gestalt an und vertrieben den Schlaf, denn alles war sonderbar verändert, so wichtig und so deutlich waren die Lebendigen seiner Welt geworden, die Waldgründe und die blühenden Büsche, die Bachufer und der Wasserklang, das braune Laub am Boden, die bunten Vögel und ihr Liederchor, die Sonnenflecke und die großen edlen Tiere der Waldtiefe. Unermeßlich war die Fülle, lieblich und warm der große Reichtum, aber ihm erschien es so, als entwichen die Vertrauten, fern und einsam

wieder, in ihr Geheimnis zurück, weil er sie verlassen sollte.

Mario lag wie im Fieber zwischen Wachen und Schlaf, und die Hoheit und Schwermut des hereinbrechenden Abschieds schickten ihr feierliches Farbenspiel auf die absinkende Welt seiner Kindheit. Zuweilen wurden Bilder und Gestalten so deutlich, daß er bestimmt glaubte, sie mit seinen leiblichen Augen zu schauen, der Kopf des Falken tauchte vor ihm auf, die gelben Steinaugen unter der flachen Stirn, über der Eisenzinke des furchtbaren Schnabels, der in seinen Winkeln ein klein wenig schmerzlich herabgezogen war, traurig vor Kühnheit und dunkler Kraft. Er war so stark und hoheitsvoll, daß der Atem in der Brust stockte und bebte. Die Schlange zischte ihn im Sommerland der Steinnelken auf ihrem trockenen heißen Moospolster an, die Schlange, seine freundliche Feindin, die frieren machte in aller Sonnenglut. Nun trug ihn der nächtliche See, er bedrohte ihn, schwarz und tödlich, und trug ihn doch. Darüber verwandelte er sich zur glitzernden Fläche, und der Schwimmer seiner langen Angel tanzte und tauchte in dem Geflimmer, so daß die Augen schmerzten, die so viel lebendiges, grelles Son-

nenſilber nicht ertrugen. Sein Floß ſtrich ſanft und derb durchs nachgiebige Schilf, das kniſterte, die Neſter im Ried ... der träge Dachs im blauen Morgenſchein ... und Dommelfei ...

Alle kamen ſie zu ihm; er rief ſie nicht und wollte es kaum. Er fühlte ſeine Liebe zu ihnen und gab ihr haltlos nach, da tauchte aus ihren Himmelsſchleiern das neue ernſte und freundliche Geſicht der Reiterin, und ihre Stimme rief das tiefe Herz, das ſich ſelbſt nicht kannte, und ſagte wieder, ruhig und gut: „Du biſt ein Menſch, mein Mario, ein Knabe und einſt ein Mann. Gib den Menſchen zurück, was dir der Wald gegeben hat. Im Wald iſt es ſchön, lieblich und leicht, draußen in der Welt iſt es hart, ſchmerzlich und ſchwer. Du biſt Mario, du willſt das Schwere ...“

Draußen rief ein Kauz im feuchten Dunkeln der Frühlingsnacht. Die Luft wehte mit ihren Keimdüften auf Marios Stirn und Mund. „Mutter?“ ſtammelten die Lippen, ehe der Schlaf ſie ſchloß. Es war eine Frage, die er nicht mehr wußte, ſie brach ohne ſeinen Willen über die Lippen. So fragt man wohl in arger Bedrängnis die Mutter, und was ſie bedeutet, und nicht nur, wenn man ein Kind iſt. —

Mit leichtem Frühnebel zog der Morgen grau und frisch herein. Es tropfte von den Bäumen, als Mario sich auf den Weg machte. Zum erstenmal kam ihm die Strecke bis zur Waldwiese lang vor, ein nüchterner Gleichmut hielt ihn bei guter Kraft, nicht froh noch traurig durchzog er rasch und sicher den weglosen Wald. Seine Waffen, ja, sein Bogen und die Pfeile, die lagen nun in der Hütte bei Dommelfei, auch sie hatten etwas verloren, das einst so wichtig war. Was war es nur? Er dachte im Dahinschreiten noch eine Weile an den Traum der Nacht, der schön und lieblich verlaufen war, wie einst der erste in der Waldhütte, denn seine Mutter war bei ihm gewesen wie einst. Dann wurde der frische Morgenhauch in seiner Brust mächtig, so daß er, über Beklommenheit und Erwartung dahin, singen mußte.

Seine Freundin war schon zur Stelle, als er an der Buche anlangte, ohne Begleitung und ohne Pferd, wahrscheinlich hatte sie ihren Weg zu Fuß gemacht. Auch trug sie ein anderes Gewand, das sie ihm zu Anfang so fremd machte, daß er mit seiner Befangenheit kämpfte. Unter einem hellen rauchfarbenen Mantel schimmerte ein weißes Kleid von großer Zartheit, ihre

Füße schienen kleiner geworden zu sein in den schmalen Schuhen aus braunem Leder, und ein Hut aus Stroh ließ ihr Haar fremd und anders schimmern und legte die Stirn in warme Schatten. Das machte ihr Angesicht zarter und ihre ganze Erscheinung fast hilflos.

Sie begriff Marios Erstaunen sogleich und lächelte es fort. Welch eine Kraft doch ihr Lächeln hatte, fast wie die Sonne.

Zu Anfang und lange Zeit noch sprachen sie beide nicht von dem, was sie hören und sagen wollten und was sie so drängend beschäftigte. Mario mußte von seinem Leben im Wald erzählen, vom Förster und vom nächtlichen See, den er durchschwommen hatte. Wie viel sie doch von ihm zu erfahren trachtete, und wie freundlich und achtsam nahm sie alles auf. Nie konnte sie genug von den Tieren hören, kannte sie denn die Tiere nicht, da sie doch im Walde wohnte?

Sie schritten plaudernd miteinander durch den Birkenhain, es schien, als wollte die Sonne doch noch durchbrechen. Die junge Frau erwähnte es in froher Erwartung, aber Mario sagte ihr, daß es regnen würde. Er schaute und griff in die Luft, und sog sie langsam ein; es kam ihm vor, als fürchtete sie sich vor dem Regen.

„Die großen Tannen lassen die Tropfen erst nach langer Zeit durchrinnen," beruhigte er sie, „ich weiß in der Nähe große Tannen. Unter der einen habe ich geschlafen, als später dein Hund kam."

Langsam lenkte sie nun das Gespräch auf die Dinge und Fragen, die sie bewegten, und begann damit, dem Knaben noch einmal zu sagen und immer wieder, daß sein Leben bei ihr auf dem Schloß ihm den Wald und die alte Dommelfei nicht rauben würde. Sie lockte ihn nicht mit Versprechungen, dies aber versprach sie. Sie saßen jetzt wieder an ihrem alten ersten Platz unter dem mächtigen Baum. Marios braune Füße spielten im Laub, er sah vor sich nieder.

„Nun sag es mir heute, Mario, willst du mit mir gehen und bei mir leben? Alles bleibt dein, der Wald und deine Freiheit, aber nicht wahr, mein Lieber, das siehst und erkennst du wohl, darin hast du mich recht verstanden, daß dein Leben so nicht für alle Zeit verstreichen kann. Es wartet auf dich mit Aufgaben und Taten, in denen deine Kraft sich bewähren soll. Es gibt mehr als den Wald und die Natur, du wirst lernen, wie ein Mann in seiner Zeit lebt und wirkt, eine ganz neue reiche Welt wird sich dir auftun."

„Ich habe meine Mutter gefragt," sagte der Knabe zögernd.

Die junge Frau erbleichte. Sie tastete mit der Hand auf Mario zu und zog sie wieder zurück. Ihre Lippen bebten.

„Mario, du hast mir gesagt, deine Mutter — sei tot . . ."

„Ja," antwortete der Knabe. Er hatte ihre Bewegung kaum bemerkt, denn er sah immer noch vor sich nieder und dann in die Weite. Auch schien ihre Wallung ihm nicht sonderbar und der seinen angepaßt, da er von seiner Mutter sprach. „Sie ist gestorben," fuhr er fort, „aber wenn ich schlafe, kommt sie manchmal zu mir und spricht mit mir."

„Ist das wahr, Mario?"

„Ja," antwortete der Knabe, „es ist wahr."

Er hatte den Zweifel in der fragenden Stimme nicht wahrgenommen, die tonlos flüsterte, und blieb unbefangen und eifrig, während er fortfuhr:

„Sie kommt an mein Bett, und ich sehe sie deutlich, ihr Gesicht, ihre Augen, die Hände und das Kleid."

Während er diese Worte sprach, hob er die eigenen Hände, legte den Kopf schräg, und sein ein wenig ge-

öffneter Mund lächelte hilflos und zärtlich. Dies gab seinen Worten eine Überzeugungskraft von so großer Macht, daß die junge Frau erschauerte und den Blick nicht von ihm abwenden konnte. Nie hatte sie gesehen und erlebt, daß die Seele eines Menschenkindes so rein und innig in die Gestalt des Körpers trat, Marios Gefühle offenbarten sich so wahr und deutlich, als leuchtete das Herz. Es war in solchen Augenblicken, als sei er von einem göttlichen Hauch erfüllt.

„Mario, ach, mein Lieber du ... was hat deine Mutter gesagt?" — Sie wagte die heilige Frage kaum und sprach sie leise aus. Jetzt sah der Knabe sie an, denn ihr Flüstern klang angstvoll und tief bewegt, kaum, daß es Laute waren. Er antwortete schnell, erschrocken über ihr Bangen:

„Sie hat genickt und gelächelt. So ...," und er tat es wie sie, „geh mit Frau Ingrid und glaube das Gute."

„Mario!"

„Ja?"

„Mario, wer hat dir gesagt, wie ich mit Namen heiße?"

„Meine Mutter," antwortete der Knabe und sah sie groß und ruhig an, ohne Erstaunen.

Die junge Frau senkte den Kopf tief, und ihre Hände falteten sich im Schoß. Über ihnen jubelte ein Waldvogel im Gezweig, das Sonnenspiel des Frühlings in den Baumblättern, die Töne des kleinen Tiers und das Leben aller Seelen vereinten sich miteinander zu großer Gnade.

Beide sprachen nun lange Zeit nicht. Mario empfand, daß seine schöne Nachbarin tief bewegt und glücklich war, jedoch nicht so, daß man es wissen durfte. Erst als sie seine Hand nahm, die er ihr überließ, da er merkte, daß sie es so wollte und brauchte, versuchte er zu sagen, was ihn drückte:

„Darf Zinner mit? Vielleicht auch Balthasar?"

„Wer ist Balthasar? Von deinem Fuchs hast du mir erzählt."

„Balthasar doch! Der Igel."

„Auch für einen Igel werden wir Platz schaffen."

„Ist dein Schloß klein?"

„Nein, nein. Ich sagte das nur so. Es ist groß genug, und ich lebe allein." Sie lächelte und schien noch etwas sagen zu wollen. Mario merkte es und sah sie abwartend an. So fuhr sie denn fort:

„Es sind viele Räume im Schloß und keiner, der

nicht für dich da wäre. Auch ein Hof und ein Garten sind da."

„Schön," sagte Mario beruhigt. „Aber ich brauche ja nur zu wohnen. Was wir essen, kann ich aus dem Wald bringen. Du wirst sehen."

„Gut," antwortete sie ernst und neigte sich etwas zurück, um Mario unvermerkt betrachten zu können. Dabei strich sie ihm das Haar aus der Stirn und ließ die Hand, wo sie gerne ruhte. „Es ist auch noch eine Flinte da, ein Jagdgewehr, das du haben kannst."

„Ein Jagdgewehr, wie es der Förster hat, ein wirkliches?"

„Ja, Mario, du wirst mit mir auf die Jagd gehen, wenn du willst, und auch allein. Dir will ich bald die Forsten gern vertrauen, die Tiere und den Wald."

„Und der Förster?!"

Sie erschrak vor dem Tonfall und Blick, die sie fragten.

„Was ist denn, mein Lieber? Welcher Förster?" Da begriff sie, zog Mario an sich und lachte, so daß er es an ihrer Schulter fühlte. Er hatte ihr von seiner Gefangenschaft und Flucht erzählt.

„Der Förster, Mario, steht in meinem Dienst. Nicht

wahr, das verstehst du? Was ich ihm sage, das tut er, und ich glaube, er tut es gern. Er ist ein wenig grob, gewiß ..."

„Na, weißt du ..." Er machte sich von ihr los und starrte sie an; jedoch sie lachte ohne Aufhör, so daß ihm nichts übrigblieb, als endlich mit einzustimmen. Es war ein merkwürdiges, ansteckendes Lachen. Sie begriff und ahnte sicherlich nicht, wie es um diesen Förster stand, was wußte wohl diese Frau von einem solchen Förster, aber das Lachen wollte er auch nicht stören, denn es tat wohl wie warmer heller Wind.

* * *

Dann kam der Tag, an dem Frau Ingrid mit ihrem Jäger zu Dommelfei in die Waldhütte ritt. Sie mußten den letzten Teil ihres Weges zu Fuß zurücklegen, und die Schloßherrin betrat die Hütte der alten Frau allein. Mario sah sie kommen und flüchtete in den Wald, wo er sich in der Nähe verborgen hielt. So wunderbar erschien es ihm, daß diese Frau nun durch die Tür trat, die Dommelfei öffnete, die hohe Gestalt, schlank und vornehm, wieder im dunklen Kleid mit dem harten Hut, darunter das goldene Haar funkelte, mit dem

ſicheren Schritt und der ſtrengen Güte. Immer nur an eines mußte er denken, in ſeinem Beben zwiſchen Freude, Erwartung und Leid: „Du darfſt zu Dommelfei in den Wald, ſo oft du willſt.“ Alles hatte ſie gehalten und wahr gemacht, was ſie ihm verſprochen hatte, ſie würde auch dies Verſprechen nicht brechen. Niemals könnte er Dommelfei verlieren, niemals, nimmermehr!

Die alte Frau begrüßte ihren vornehmen Beſuch ohne die Befangenheit, die vielleicht manche erwartet hätten, die Frau Marilin nur als das wunderliche Waldweiblein, als Dommelfei, gekannt hatten. Die Schloßherrin erfuhr Marios Schickſal genau ſo, wie er ſelbſt es ihr berichtet hatte, und die alte Frau, ſtill und klug, machte kein Hehl aus ihrem Verhalten und Tun dem Kinde gegenüber, oh nein, in ihren Zügen lag eine ganz andere Sorge als die, man möchte ihr Vorwürfe machen. Sie ſah den vornehmen Beſuch an, als gelte es, ungemein Wichtiges an ihm zu prüfen und zu ergründen. Die Macht und Entſcheidung waren allein bei Dommelfei, und ihr wunderliches Weſen war wie fortgeweht, ernſt und fragend prüfte ſie die ſchöne Fremde. Aber je länger ſie miteinander ſprachen, um ſo ſtiller ward die Alte, nun wußte ſie, ſie mußte Mario

dahingeben, denn sie hatte erkannt, welch eine Liebeskraft ihn rief.

„Wenn man alt genug geworden ist," sagte sie, „so sieht man wohl vieles ein. Da sehe ich denn nun ein, daß eines Knaben Leben nicht allezeit auf solche Art verstreichen soll. Da will ich denn mich nicht fragen."

„Mario wird zu dir in den Wald kommen, so oft du willst, Mütterchen, so oft es ihn treibt."

„Wie könnte ich ihm genügen," sagte die alte Frau.

Da beugte sich die junge Frau nieder und küßte Dommelfeis Hand. Es stand eine tiefe Besinnung in ihren Augen, als sie sich jetzt langsam aufrichtete und die Blicke durch die geöffnete Tür in die grüne Waldtiefe wandern ließ; sie erstarrten für eine Weile an den lichten Frühlingsvorhängen der Laubbäume und an der dunklen Tannenwand. Sie mußte ihren Glauben und ihre Liebe zu Hilfe rufen, um nicht der großen Macht zu erliegen, die Marios Heimat und Mutter über sie gewannen. Langsam wandte sie sich der Alten wieder zu, es erschien fast, als suchte sie Hilfe, als sie sagte:

„Was du ihm gegeben hast, Mutter, bleibt hell bis ans Grab und weit darüber hinaus."

„So ist es denn gut, nimm ihn hin, den Lieben, mein Töchterchen. Will er aber in den Wald zurück, so vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur, wo Gott ihr lächelt."

„Sag mir, wo Gott lächelt. Ich will seine Mutter sein, wie du es warst."

Dommelfei sah sie mit ihren alten guten Augen an, daraus ihre ganze Liebe brach, und antwortete:

„Das kann ich nicht sagen."

Ende

In unſerem Verlag erſchienen zwei weitere Bücher für die Jugend von Waldemar Bonsels

## Die Biene Maja und ihre Abenteuer

Volksausgabe gebunden M 3.50

In Leinen gebunden M 5.75

Mit 12 farbigen Bildertafeln M 6.50

*

## Himmelsvolk

### Ein Märchen von Blumen, Tieren und Gott

In Leinen gebunden M 6.—

Neue illuſtrierte Ausgabe mit 10 farbigen Bildern für den Herbſt in Vorbereitung

Dies zarte, berauſchte Buch iſt ein Buch des Kämpfens, des Sieges und des Untergangs. Alle Entwicklungen des Buches, ſein inneres Ereignis, werden dargeſtellt in Unterhaltungen mit Blumen, in Geſprächen mit Tieren, deren Ernſt von einer kaum glaubbaren, niegekannten Heiterkeit getragen iſt. Jedes Wort aber ſcheint hingeſchrieben in großer Leidenſchaft, tief erfühlt und in dem Willen, durch ſein Werk beizutragen zu einer kommenden, reineren, alles auf das Erleben ſtellenden, um Gott wiſſenden Jugend. Berliner Börſen-Courier, Berlin

Im Verlag von Rütten & Löning in Frankfurt a. M. erschienen ferner von Waldemar Bonsels

## Indienfahrt

In Leinen gebunden M 7.—

Bonsels zeigt sein Indien, das Indien eines Menschen, der mit durstiger Seele durch die Wälder und Berge zieht. So, aus dem Persönlichen heraus, erwacht dieses Land mit einer Lebendigkeit vor unseren Augen, als stünden wir selber auf seiner Erde, als quölle der Dunst seiner Frühe und die Glut indischen Mittags vor uns aus dem Boden mit all seinen Gefahren und mystischen Verlockungen. Berliner Tageblatt

*

## Notizen eines Vagabunden

3 Bände. Jeder Band in Leinen gebunden M 7.—

Eine Vertiefung des Geistigen, eine Verinnerlichung des Seelischen und eine Umhüllung des Ganzen mit einer Atmosphäre des mystisch Reinen und Frohen, eines ins Höchste gerichteten Sinnes, spricht aus dieser Dichtung, daß es sie schädigen hieße, wollte man versuchen, die Linien nachzuziehen. Es ist eine über alle dogmatischen Satzungen erhobene freie Religiosität, die als einziges Ziel das Unvergängliche hat, um das sich seit Anbeginn der Kosmos mit seinen Menschlein bewegt: Gott.

Frankfurter Zeitung

*

## Das Anjekind

In Leinen gebunden M 5.50

Dies Buch ist das Märchen der Welt, wie Novalis es zu gestalten versuchte. Die wenigen Menschen der Dichtung sind voll Hölderlins Geständnis:

Ich verstand die Stille des Äthers,
Des Menschen Worte verstand ich nie.

Bonsels ist ein brünstiger Verehrer der Natur, ein Erschütterer, ein in den Tiefen der geheimnisvollsten Ahnungen Gefangener, sein neues Werk ist hochbedeutsam als Spiegelbild des vielseitigen Ganzen.

Die Literatur Berlin

Ferner erschienen in unserem Verlage von Waldemar Bonsels

## Wartalun

### Eine Schloßgeschichte

In Leinen gebunden M 7.—

. . . Das ist der Sinn des Geschehens zu Wartalun, einer Geschichte von so hohem dichterischen Gewicht, daß ich sie nach den Maßen anderer Romane nicht messen möchte. Der sie schuf, ist ein großer Künstler, wer sie liest, empfängt eines der schönsten, um Natur und Menschengeheimnis gewebten Gedichte. Es klingt wie Urweltrauschen durch dies Buch, Winde, Bäume, Tiere, die Erde selbst scheint zu reden, und das Tun der Irdischen ist wie ein Glied der großen, unendlichen Kette, die alles Leben bewegt. München-Augsb. Abendzeitung, München

*

## Jugendnovellen

Inhalt:

Blut / Der tiefste Traum / Leben ich grüße dich / Der letzte Frühling

Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier

In Leinen gebunden M 6.50

Sie sind sehr schön geschrieben und interessant, weil sie alle Elemente des Wesens und der Anschauung von Waldemar Bonsels in ihrem ersten Durcheinanderblühen enthalten. Im Mittelpunkt jeder der vier Erzählungen steht die Hingabe einer weiblichen Gestalt, die vom Dichter mit dem holdesten Heiligenschein von Reinheit und Süße verklärt wird, weil sie sich, oft unter schweren Kämpfen, bis zur völligen Aufopferung ihres Selbst hinaufstreckt. Gabriele Reuter in der Frankf. Ztg.

Ferner erschienen

von Waldemar Bonsels in der Deutschen Buchgemeinschaft

## Der Wanderer zwischen Staub und Sternen

Eine Auswahl aus den Notizen eines Vagabunden

*

Im Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig

## Die Mundharmonika

Eine Sammlung kleiner Novellen

*

Im Verlag Carl Reißner, Dresden

## Das dichterische Werk

Eine Sammlung der dramatischen, epischen und lyrischen Versdichtungen in 3 Bänden